

echo der arbeit 14/15
3 W 2503 D · 1962 · NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE

Krupp Corporate Archives

Ein ernstes Wort zu Weihnachten und zur Jahreswende



Dieses experimentelle Foto, das jedoch durch seine Farbenschönheit besticht, erklärt sich durch die unterschiedliche Temperatur wie auch durch die Zusammensetzung der Flammengase.

Allenthalben und seit je ist der Jahreswechsel Anlaß, Rückblick und Ausschau zu halten. Alte Vorsätze und Entscheidungen werden auf ihre Bewährung geprüft und – abgestimmt auf die wechselnden Situationen unserer Umwelt – erneuert, ergänzt oder durch andere ersetzt.

Vor einem Jahr sprachen wir an dieser Stelle von einem sich abzeichnenden Geschäftsrückgang auf dem Stahlmarkt und den anhaltenden Absatzschwierigkeiten im Steinkohlenbergbau. Unsere Voraussagen haben sich voll und ganz bestätigt. Das vergangene Jahr war gekennzeichnet durch einen sehr scharfen Wettbewerb in einem hart umkämpften Markt. Sinkende Erlöse und Kostenbelastungen haben die Ertragslage unseres Unternehmens beeinträchtigt.

Woran liegt das? Auf einen einfachen Nenner gebracht: Das Verhältnis der Kosten zu den Preisen stimmt nicht mehr. Bei den Preisen fallen insbesondere die Nachteile ins Gewicht, die dem Steinkohlenbergbau aus dem Fehlen einer klaren energiepolitischen Entscheidung der Behörden und der Stahlindustrie aus der unterschiedlichen umsatzsteuerlichen Belastung erwachsen. Um unsere Erzeugungsanlagen auszulasten und unsere Belegschaft zu beschäftigen, waren wir im abgelaufenen Jahr sogar gezwungen, Auslandsaufträge zu wenig günstigen Preisbedingungen hereinzunehmen. Praktisch sind uns beim Preisproblem die Hände gebunden.

Bleiben also vor allem die Kosten. Nicht zuletzt die Arbeitszeitverkürzungen und Lohnerhöhungen der letzten Jahre haben für unser Werk kostenmäßige Belastungen mit sich gebracht, die uns mit ernster Sorge erfüllen. Wir gönnen unserer Belegschaft ihren Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung, doch sollte jeder gleichzeitig bedenken, daß dadurch der Kostenaufwand, der mit dem Erlösrückgang zusammenfiel, ganz beträchtlich gestiegen ist. Aus dieser Situation ergibt sich erst recht, daß jeder an seinem Platz dazu beitragen muß, den Gesamtaufwand zu senken. Mittel dazu sind Sparsamkeit, Steigerung der Arbeitsintensivität, Vermeidung von Arbeitsunfällen, Beteiligung am betrieblichen Vorschlagswesen usw.

Die ausländische Presse weist bereits mit einer gewissen Zuversicht auf die Tatsache hin, daß im EWG-Bereich die westdeutschen Arbeitskosten am höchsten sind. Anlaß für solche Frohlockungen gibt die Aussicht, bei sinkender Wettbewerbsfähigkeit der westdeutschen Werke die eigenen Chancen zu nutzen.

Auf lange Sicht gesehen kann die Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens nur dann gesichert werden, wenn die Anlagen dem letzten technischen Stand angepaßt sind und dadurch kostengünstig produziert werden kann. Voraussetzung dafür ist aber, daß Aufwand und Ertrag in einem angemessenen Verhältnis stehen. Eine solche fortlaufende Modernisierung kostet jedoch Geld, welches erst einmal erwirtschaftet werden muß. „Erwirtschaften" heißt, vom Erlös der Erzeugnisse nach Abzug des für die laufende

thyssenkrupp Corporate Archives



Die Geburt Christi — in Eisen gegossen. Eine künstlerische Darstellung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Biblische Motive fanden sich früher häufig auf gußeisernen Ofenplatten.

Produktion, für Absatz, Verwaltung usw. notwendigen Aufwandes – einschließlich der Steuern – Geld zu erübrigen, also Gewinne zu machen. Darüber hinaus haben wir zur Durchführung unseres laufenden Investitionsprogramms im Herbst dieses Jahres eine sechsprozentige Anleihe in Höhe von 40 Millionen DM aufgenommen. Eine solche Verschuldung hat jedoch nur Sinn, wenn die damit verbundene technische Modernisierung sich recht bald in einer Zunahme der Gewinne niederschlägt. Wird diese Voraussetzung nicht erfüllt, wird sich das Tempo der Modernisierung verlangsamen, wodurch die Wettbewerbsfähigkeit in Frage gestellt und die Arbeitsplätze gefährdet werden.

In diesem Zusammenhang veranlaßt uns die Bedeutung des Wortes „Sparsamkeit" noch einmal eindringlich an alle Mitarbeiter zu appellieren. Sparmaßnahmen, so zeigt die Entwicklung des Geschäftslebens, kommen und vergehen. Wir wissen, daß allein durch Rundschreiben die Belegschaftsmitglieder nicht zur Sparsamkeit angehalten werden können. Hierzu bedarf es vor allem einer inneren Einstellung. Jede vergeudete Mark schmälert unsere Konkurrenzfähigkeit. Wir müssen mit jeder einzelnen Mark ernsthaft rechnen und jede Ausgabe auf ihre Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit überprüfen. Es ist ein Trugschluß, wenn hier und da die Meinung vertreten wird: „Die Firma hat's ja. – –" In einem Werk mit Tausenden von Arbeitsplätzen gibt es unzählige Verlustquellen, die ständig unter Kontrolle gehalten werden müssen. Um wieder zu einem tragbaren Verhältnis zwischen Kosten und Erlösen zu kommen, von dem auf die Dauer das Bestehen und Gedeihen eines jeden Werkes abhängt, muß jeder Mitarbeiter sich verantwortlich fühlen und aufpassen, daß kein Material vergeudet wird, die Ausschußquote niedrig bleibt und Werkzeuge und Fabrikationsanlagen pfleglich behandelt und produktiv eingesetzt werden. Auch Gedankenlosigkeit kostet Geld. Unnötige Verluste schwächen die Wettbewerbsfähigkeit des Werkes.

Und da wir gerade beim Sparen sind: Nicht nur mit Material und Geld muß sparsam gewirtschaftet werden, auch mit der Arbeitszeit muß entsprechend – d. h. produktiv – umgegangen werden. Wir haben heute die kürzeste Arbeitszeit in Europa. Dabei ist aber noch nicht gewährleistet, daß diese Zeit arbeitsmäßig nun auch wirklich so konzentriert genutzt wird, wie es eigentlich selbstverständlich sein müßte. Die Firma zahlt jedem Mitarbeiter den ihm zustehenden vollen Lohn; es ist recht und billig, daß sie daher auch verlangt, daß ihr die volle Arbeitszeit zur Verfügung gestellt wird. Das gilt für Arbeitsbeginn und Arbeitsende, das gilt aber auch für jede selbstgewollte Unterbrechung der Arbeitszeit. Jeder hat heute an seinem Arbeitsplatz dafür zu sorgen, daß die Belastungen, die sich durch die verkürzte Arbeitszeit ergeben, in Grenzen gehalten werden.

Ein solches Verständnis für die Belange des Werkes ist zugleich ein Einsatz, den jeder für sich selbst erbringt: Er sichert den Arbeitsplatz, er sichert einen angemessenen Anteil am Ertrag der Arbeit und er sichert die Versorgung. Mangelnde Einsicht gefährdet die wirtschaftliche Existenz des Werkes und damit das Wohlergehen jedes einzelnen Mitarbeiters.

Natürlich haben wir keinen Grund schwarzzusehen, wenn auch nach Lage der Dinge kaum damit zu rechnen ist, daß die Situation auf dem Kohle- und Stahlmarkt sich in absehbarer Zeit wesentlich bessert. Jedenfalls wird das vor uns liegende Jahr unseren vollen Einsatz verlangen.

Wir danken allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die bisherige gute Zusammenarbeit. Wenn wir weiterhin gegenseitiges Vertrauen und gegenseitiges Verständnis füreinander aufbringen, dann werden wir auch die auf uns zukommenden Probleme meistern. Unseren Dank verbinden wir mit dem Wunsch, daß auch im neuen Jahr uns der Friede bleiben möge, um dessen Erhaltung wir in jüngster Zeit so schwer bangen mußten.

Zu guter Letzt wünschen wir allen unseren jetzigen und früheren Werksangehörigen und ihren Familien ein frohes Weihnachtsfest sowie ein glückliches und erfolgreiches neues Jahr.

Der Vorstand

Am Ende eines an Arbeit und Sorgen reichen Jahres sagen wir allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unsern Dank für ihre Treue und ihre Leistungen. Mit einem Rückblick auf das vergangene Jahr stellen wir fest, daß trotz der gegenwärtig schwierigen Lage auch Erfolge nicht ausgeblieben sind. Auch in dem vor uns liegenden Jahr werden manche, gewiß nicht einfache Probleme auf uns zukommen. Wie sich die Lage unserer Gesellschaft entwickeln wird und ob in Kürze mit einer Besserung zu rechnen ist, läßt sich noch nicht überblicken. Jedenfalls wollen wir auch in Zukunft die sich uns stellenden Probleme in vertrauensvoller Zusammenarbeit angehen und haben die Zuversicht, daß wir sie wie in der Vergangenheit lösen werden.

In dieser Überzeugung wünschen wir allen Belegschaftsmitgliedern, auch den im Ruhestand lebenden ehemaligen Werksangehörigen, ein gesegnetes Weihnachtsfest und rufen ihnen für 1963 ein herzliches Glückauf zu, verbunden mit der Hoffnung, daß uns auch das neue Jahr weiterhin Arbeit und Frieden geben möge.

Für den Gesamtbetriebsrat:

thyssenkrupp Corporate Archive

Warum kann nicht Friede sein?

Nie zuvor war die Welt dem Abgrund so nahe wie in den letzten Oktobertagen des zu Ende gehenden Jahres. Den Finger am Abzug, so standen sich — waffenstarrend — die beiden großen Atommächte diesmal unmittelbar gegenüber. Gewiß, die Einsicht triumphierte und der Friede ward gerettet. Doch der Schock, den die drohende Kriegsgefahr in uns auslöste, sitzt uns noch zu tief in den Knochen als daß man heute bereits darüber hinwegreden könnte. So sehen wir uns der Realität gegenüber, daß das, was uns kürzlich angstvoll nach Kuba blicken ließ, sich morgen in Berlin oder an irgendeinem anderen Brennpunkt des Weltgeschehens wiederholen kann. Angesichts dieser Tatsache scheint uns der in der Weihnachtsbotschaft verheißene Friede auf Erden nichts anderes als ein frommer Wunschtraum zu sein.

Bischof Dibelius hat sich vor einiger Zeit mit aller Entschiedenheit gegen die These gewandt, daß aus der Bibel gefolgert werden müsse, Kriege werde es immer geben. Die Bibel, so argumentiert der Theologe, rechne mit Kriegen, weil sie mit der Sünde rechne. Aber auf keiner Seite ziehe sie daraus die Folgerung, daß es dabei zu bleiben habe, sondern sie nehme den Kampf mit der Sünde auf. Demgegenüber verführe die Ansicht, daß Kriege immer bleiben werden, viele Menschen dazu, untätig zu werden, lasse sie in Hoffnungslosigkeit und Fatalismus verfallen. Früher, stellt Dibelius fest, habe es einmal Zeiten gegeben, in denen Politiker hätten glauben können, mit Kriegen dem Frieden zu dienen. Im Zeitalter der Massenvernichtungswaffen aber sei nicht nur jede „Rechtfertigung" des Krieges eine Sünde wider Gott, sondern allein schon passives Verbot. Untätigkeit und Resignation gegenüber unserer Situation komme sündhaftem Tun gleich, denn Friede sei Tat.



Weihnachtsbäume am Brandenburger Tor. Entlang der Zonengrenze und an der Berliner Mauer aufgestellte Christbäume sollen unsere Verpflichtung und Verbundenheit gegenüber unseren Landsleuten jenseits des Eisernen Vorhangs dokumentieren. Mitten durch unser Herz geht die Teilung Deutschlands, deren Fortbestand eine ständige Gefahr für den Weltfrieden ist.

Soweit der Gedankengang des Bischofs. „Friede ist Tat!" Den Sinn dieses Satzes sollten wir uns gerade zu Weihnachten einmal durch den Kopf gehen lassen. Vorhin fiel das Eigenschaftswort „untätig", wenn wir aber das Hauptwort daraus bilden, wird es zur „Untat". Mit Recht; denn wer in der Gemeinschaft untätig ist und nichts für den anderen tut, begeht eine Untat, stört die Ordnung, verwandelt sie in Unordnung, macht Frieden zum Krieg. Die Absicht, als Mensch untätig neben Menschen zu leben, ist selbst unter Berufung auf das von den Politikern so gern gebrauchte Schlagwort von der „friedlichen Koexistenz" nicht möglich.

Denn Friede ist Tat, helfende Tat, wo Hilfe nottut. Wir alle sind schicksalhafte Glieder einer einzigen großen Menschheitsfamilie, die die gleiche Erde bevölkern und die gleiche Luft atmen. Wir sind alle in irgendeiner Art aufeinander angewiesen, und wir brauchen einander auf diese oder jene Weise.

Wir wohnen alle in einem Hause. Niemand darf den Nachbarn untätig verhungern oder verbluten lassen und erklären, man sei weder für ihn noch gegen ihn, sondern wolle nur friedlich koexistieren. So gesehen, ist Friede — ganz im Sinne des Bischofswortes — helfende Tat; wohlwollendes Tun füreinander, echte Zusammenarbeit. Wer diese Tat nicht erbringt, der stört den Frieden, dessen Passivität wird sogar zum aktiven Bekriegen. Denn jeder vernünftig Denkende würde solcher Art „Nichteinmischung" als übelwollende, feindselige Haltung ansehen. Friede ist demnach mehr als kein Krieg. Echter Friede ist Dienst am Mitmenschen, der täglich neue Bereitschaft von uns verlangt.

Das heißt, daß der Friede erst einmal in uns beginnen muß, ehe er nach außen auszustrahlen vermag. Die Welt findet den Frieden nicht, wenn er nicht in den Herzen der Menschen einen Platz findet. Das vollzieht sich phrasenlos, in stetiger Auseinandersetzung mit uns selbst. Wir Menschen sind keine toten Steine, die ruhig nebeneinander liegen können; der Wesensinhalt unseres Lebens ist nicht der ruhige Schlaf. Wir sind auf das Tun eingestellt. Und uns ist es gegeben, dem Frieden zum Durchbruch zu verhelfen. Das Wunder liegt in uns. Unser Tun ist der erste und unterste Stein beim Bau des Weltfriedens, und in unsere Hand ist es gegeben, ihn einzufügen.

Die Welt — das sind wir alle. Im Großen wie im Kleinen. Wie aber können wir von den Politikern den Frieden erwarten, wenn wir nicht bereit sind, ihn in unserem eigenen kleinen Bereich, in Familie, Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz zu verwirklichen? Wer „seine" Welt sich und den anderen zum Wohlgefallen zu gestalten bereit ist, legt die Saat aus, daß der Weihnachtsbotschaft Erfüllung werde, die da lautet: „Friede auf Erden . . !"

Alle Jahre wieder! — Seit nahezu zweitausend Jahren wandert diese Botschaft durch die Welt. Überspringt die Grenzen der Völker und die Barrieren der politischen Dogmen, fliegt mit Sturmesschwingen über Meere und Kontinente, klopft an Hütten und Paläste. Eine Verheißung, der sich niemand entziehen kann. Doch wohl kaum ein Wort ist jemals mehr mißbraucht worden als das Wort Frieden, und unsere Gegenwart, die sich rühmt, auf allen Gebieten alle anderen Epochen übertrumpft zu haben, hat auch das Wort Frieden mit tausend neuen Verfälschungen angereichert. So scheinen selbst an Weihnachten als dem Fest des Friedens Zweifel aufzukommen. Weil wir einfach nicht mehr wissen, was Friede eigentlich ist, weil wir zu echtem friedlichen Tun einfach nicht fähig sind.

Elf Monate im Jahr ist das Wort von der friedfertigen, wohlgefälligen Welt, von dem Guten in uns, von Menschenliebe und Herzenswärme vergessen. An die fünfzig Wochen im Jahr ist für viele von uns das Leben nichts weiter als ein erbarmungsloser Kampf aller gegen alle, ein Ringen um persönliche Vorteile und Profite. Bis dann in den letzten Wochen des abklingenden Jahres, wenn die Tage trüb und die Nächte lang wie nie sind, der verschüttete Funke wieder aufzuglimmen beginnt, daß diese Welt dennoch gut ist, daß eben doch noch Liebe unter den Menschen vorhanden ist. Es wäre besser, wenn wir wenigstens etwas von der Weihnachtsbotschaft auch in die übrige Zeit hinüberretten würden. Doch wenn die Lichter der Weihnachtsbäume verglüht sind, scheinen auch die Herzen der Menschen wieder kälter zu werden.

Gerade Weihnachten und seine Verheißung aktualisieren im Hinblick auf das jüngste weltpolitische Geschehen die Frage: Ist Friede auf Erden möglich? Dies mit einem klaren „Ja" oder „Nein" zu beantworten, dürfte nicht möglich sein, denn immer werden Erläuterungen folgen müssen, verbunden mit mehr oder weniger großen Einschränkungen. So läßt schon die Weihnachtsbotschaft erkennen, daß der Friede nicht einfach ein gnadenreiches Geschenk des Himmels ist, sondern schließlich wird er nur den Menschen verheißen, die „guten Willens sind". Wir müssen uns den Frieden ständig aufs neue verdienen. „Wir müssen uns zum Frieden hin überwinden", sagte uns der vor drei Jahren verstorbene Schriftsteller Reinhold Schneider. „Aber der Friede muß in unserem Hause seinen Ursprung nehmen. Und wo Häuser des Friedens sind, wird sich das Land befrieden."

Das ist alles sehr richtig und trifft den Kern der Sache. Zugleich aber liegt darin die Antwort auf unsere Frage. Denn: Darum kann nicht Friede sein, weil die Menschen nicht zum Frieden bereit sind. Das beginnt bereits in unserem eigenen, höchstpersönlichen Bereich. Es sei denn, die Menschheit — das sind wir alle, jeder einzelne von uns — entschlösse sich, durch entsprechendes Tun sich tatsächlich den Frieden zu verdienen. Aber nur ein Schwärmer kann hoffen, daß die Welt je vollkommen wird.

So bleibt uns nur die Hoffnung, daß letzten Endes die Vernunft die Menschen zwingen wird, sich zu besinnen. In unseren Tagen, da die Menschheit sich in ihrem Fortschrittswahn bis an die Abgründe der

Stille Nacht ohne Waffenruhe

Auch an Weihnachten ruhten während beider Weltkriege die Waffen nie. Es ist aufschlußreich, jeweils unter dem 25. Dezember in den Heeres- und Wehrmachtsberichten nachzuschlagen. Da liest man dann von „starker Geschütztätigkeit", „hartnäckigen Kämpfen"; in der zweiten Hälfte des letzten Krieges fallen dann Redewendungen wie „planmäßige Bewegungen" oder „Das Kampffeld von ... wird behauptet". Aber auch diejenigen, die in Gräben, Bunkern und Luftschutzkellern so etwas wie „Frontweihnachten" feierten, bei uns oder bei den andern, verließ nie die bange Frage: „Kommen sie heute?" „Schießen sie heute?" Zehn Weihnachten lang...

24. Dezember 1914

Nordfrankreich und Flandern: Bei Kämpfen östlich von Festubert (bei Béthune) werden Teile englischer Stellungen genommen. Der Feind läßt über 3000 Tote auf dem Kampfplatz. 19 Offiziere sowie 819 Farbige und Engländer werden gefangengenommen. Die Engländer erbitten Waffenruhe zur Bestattung der Toten. Sie wird gewährt.

Ostfront: Keine besonderen Ereignisse.

24. Dezember 1915

Nordfrankreich und Flandern: Westlich von La Bassée werden feindliche, gegen die eigenen Stellungen vorgetriebene Minenanlagen durch Sprengung zerstört.

Ostfront: „Patrouillengefechte".

24. Dezember 1916

Nordfrankreich und Flandern: Im Wytschaete-Bogen zeitweilig starker Geschützkampf.

Ostfront: Südwestlich Stanislau weisen österreichisch-ungarische Vorposten Vorstöße russischer Abteilungen ab.

Rumänien: In der Großen Walachei entwickeln sich neue Kämpfe.

24. Dezember 1917

Westfront: Keine besonderen Ereignisse.

Deutschland: Englische Flieger bewerfen am Weihnachtsabend die offene Stadt Mannheim mit Bomben. Keinerlei militärischer Schaden. Zwei Tote, 10 bis 20 Verletzte, darunter französische Kriegsgefangene.

Italien: Feuerkampf zwischen Asiago und der Brenta. Italienische Gegenangriffe werden abgewiesen.

24. Dezember 1939

Kampfhandlungen finden nicht statt. Amtlich wird unter dem Datum des 23./25. Dezember 1939 bekanntgegeben: Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht feiert das Weihnachtsfest an der Westfront unter seinen Soldaten.

24. Dezember 1940

Nach dem englischen Heeresbericht ist während des Tages nur geringe deutsche „Lufttätigkeit" zu verzeichnen. Einzelne deutsche Flugzeuge greifen, bei geringen Schäden, Punkte an der englischen Ostküste an.

Sonst: Keine Kampftätigkeit...

thyssenkrupp Corporate Archives

Selbstvernichtung herangetastet hat, bleibt kaum eine andere Wahl, wenn nicht unser aller Untergang heraufbeschworen werden soll. Der „Garant des Friedens" — das ist tieftraurig aber wahr — ist heute die Furcht des andern vor dem Selbstmord. Abgesehen von der Utopie, der Gedanke allein, die Konsequenz der Abschreckungstheorie, dürfte die Bankrotterklärung der Menschen sein, das Geständnis ihrer Ohnmacht.

Das ist die Situation. Wir hören die Worte des Evangeliums, wie sie die Hirten zuerst vernommen haben: Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind. Unlängst sagte ein Kirchenfürst, wir lebten in der Zeit der größten Christenverfolgung aller Zeiten. Wir redeten vom Frieden und meinten Atombunker. — Eine nie dagewesene Weihnacht angesichts der jüngsten Demonstrationen von Vernichtungskraft, angesichts der Tausende von Bomben, mit denen sich die Welt gerüstet hat, um den Frieden zu erhalten.

In diese Welt hinein kommt die Botschaft von der Geburt des Kindes, für das kein Raum in der Herberge war, die Botschaft von der großen Freude, die allem Volke widerfahren soll, die Botschaft vom Frieden. Allerdings — und das kann nicht stark genug betont werden — muß dieser Friede erkauft werden, erkauft werden von jedem von uns. Lösen wir die Rechnung nicht ein, dann wird uns eines Tages die Quittung präsentiert, die uns teuer zu stehen kommen dürfte.

Weihnachten! Lassen wir die Geschenke, die wir tauschen, zu Zeichen werden. Zu Zeichen aufrichtigen Wohlwollens und einander Gutseins. Begnügen wir uns nicht mit ein wenig Zuckerguß, um unsere Leere zu verdecken, erkaufen wir uns den Frieden durch die Tat. Es geht darum, daß wir die Rangordnung der Werte wieder in Kraft setzen. Dann wird die Weihnacht wieder zu einer geweihten, heiligen Nacht. Dann müßte sich vielleicht auch manches in unserem Leben ändern. Es verlohnt sich, ein wenig still zu werden und darüber nachzudenken. Wir würden wieder Menschen werden. Wir würden wieder das Ziel sehen und den Sinn allen Geschehens. Wir würden wieder den Frieden finden. Die Nacht würde sich wieder erhellen und die Irrlichter verblassen.

Weihnachten 1962: Man muß sich verdeutlichen, an welchem Punkt unser Bemühen angelangt ist. Mancherlei liebgewordene Vorstellungen, die wir mit dem Weihnachtsfest verbinden, sind heute durch die politische Situation auf eine harte Probe gestellt. Man wird die Botschaft vom Frieden auf Erden nicht mehr mit bloßer Gefühlsseligkeit zur Kenntnis nehmen. Man wird erkennen, daß die Weihnachtsbotschaft Fragen aufwirft und beantwortet, die im Mittelpunkt unserer Wirklichkeit stehen. Es gibt die Furcht; es bleibt aber auch die Hoffnung, daß der Himmel gnädig sein und der Menschheit noch einen Ausweg lassen möge.

Die Hoffnung ist nicht neu. Es gab sie im Jahre null. Es gibt sie im Jahre 1962. Bestimmt aber ist diese Hoffnung noch nie so groß gewesen wie in diesen Tagen. Und gerade diese Hoffnung gehört zum Weihnachtsfest. Die Botschaft, die den Hirten auf den Feldern von Bethlehem einst verkündet wurde, heißt uns hoffen. Nicht wenige Menschen klammern sich an das Weihnachtsevangelium wie an einen Rettungsanker. Man ahnt, wenn überhaupt Hilfe kommen kann, dann nur von dort. Man weiß genau — auch wenn man es nicht zugibt —, daß die Menschheit auf Gottes Hilfe angewiesen ist, wenn sie die nähere und weitere Zukunft noch erleben will.

Lassen wir uns dadurch nicht verwirren. Ein Wort behält sein Wesen, auch wenn es mißbraucht wird. Wenn wir uns ernstlich besinnen, kommt uns sogar der Mißbrauch zu Hilfe, den wahren Sinn des Wortes neu und erneut zu begreifen. So findet die weihnachtliche Zeit unseren Verstand und unser Herz aufgetan für die Wahrheit, daß es ein ander Ding ist um den Frieden, der einmal von Engeln den Menschen verkündet wurde und dessen Botschaft seitdem nicht mehr verklungen ist. Diese Kunde ist von solcher Erhabenheit, daß auch kein noch so großer Mißbrauch des Wortes Frieden die Wirklichkeit des verkündeten Friedens austilgen kann.

Und schließlich — um an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückzukehren: Wir sind nicht gefragt, ob Kriege immer bleiben werden, sondern wir sind gefragt, was wir zur Erringung des Friedens beigetragen haben. Eben jenes Friedens, den wir so heiß ersehnen, zu dem aber jeder von uns durch seine Tat beizutragen hat.

S.

WEIHNACHTEN MAHNT UNS:

Christentum muß gelebt werden!

Für viele Menschen sind die Tage der Jahreswende eine Zeit der Besinnung, des Rückblicks und der Ausschau. Insgeheim stellt sich dann mancher die Frage, ob wir mit steigendem Lebensstandard glücklicher und zufriedener geworden sind. Die meisten von uns können zwar sagen: Es geht uns besser. Aber fühlen wir uns dabei eigentlich so recht wohl in unserer Haut? Verglichen mit unseren Eltern und Großeltern, leben wir doch allesamt nicht gerade schlecht. Aber das ist es ja gar nicht. Das Unbehagen, das uns in Stunden der Ruhe beschleicht, hat andere Ursachen. Wir spüren plötzlich, daß der Lebensstandard allein uns nicht ausfüllt, daß er eine unsichere Grundlage ist — für den einzelnen, für die Familie, für das Volk.

Große Kulturen gingen zugrunde, weil die Verantwortlichen glaubten, den Völkern „Brot und Spiele", d. h. ein schönes und bequemes Leben, versprechen zu sollen, statt ihnen zu sagen, daß die Freiheit und mit ihr der Wohlstand nichts Selbstverständliches sind, sondern daß man sich um sie mühen muß. Gerade dies aber ist die Gefahr, vor der auch wir stehen. Obwohl es schwer genug war, jenes Maß an Freiheit und staatlicher Ordnung, an wirtschaftlichen Erfolgen und sozialer Sicherheit zu gewinnen, das wir jetzt erreicht haben, tun wir häufig so, als sei dies alles Selbstverständlichkeit.

Wenn wir — wie es leider häufig geschieht — fortfahren, materielle Erwägungen zum Maßstab unseres Denkens und Handelns zu machen, dem sich alles andere unterzuordnen hat, dann setzen wir aufs Spiel, was wir in den vergangenen Jahren geschaffen haben. Niemand wird bestreiten, daß ein hoher Lebensstandard eines der vielen Kennzeichen einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung ist. Aber er ist nun einmal nur eines von vielen.

Alle materiellen Fortschritte nützen wenig, wenn die innere Sicherheit fehlt, der der einzelne ebenso bedarf wie eine Gemeinschaft. Vielleicht kommt uns dies am Ende dieses Jahres besonders stark zu Bewußtsein. Das kommende Jahr wird vielleicht noch stärker als die vergangenen von uns fordern, die Nerven zu behalten und uns weder von Verlockungen verführen noch von Drohungen einschüchtern zu lassen. Aber ist dies alles, was wir tun können, um in kritischen Situationen zu bestehen? Sollten wir uns nicht noch mehr bemühen, ein Gleichgewicht zu schaffen zwischen den materiellen Ansprüchen und der Bereitschaft, zum allgemeinen Wohl beizutragen?

Es gibt erfreuliche Anzeichen, daß sich ein Wandel abzeichnet von einer oft einseitig auf das Materielle gerichteten Lebensweise zu einer Einstellung, die auch die Bindungen an eine Gemeinschaft anerkennt. Und sicher gibt es auch heute noch mehr Familien- und Gemeinschaftssinn, als wir gemeinhin annehmen. Vieles vollzieht sich im stillen. Wenn irgendwo junge Mädchen am Wochenende in Krankenhäusern arbeiten oder wenn Frauen und Männer in Wohlfahrtsorganisationen und im Roten Kreuz mithelfen, so hört man davon bestimmt weniger als von den Verrücktheiten oder von der Scheidung irgendeiner mehr oder minder bedeutenden „Größe".

So ist der Eindruck, den wir von uns selbst gewinnen und den unsere Umwelt von uns hat, vielleicht schlechter als die tatsächlichen Verhältnisse. Das Unbehagen aber bleibt. Es ist ein Warnzeichen, eine Mahnung zur Besinnung, die ideellen Werte über die materiellen zu stellen und an dem, was wir materiell erreicht haben, andere teilhaben zu lassen. Dann wird unser wachsender Lebensstandard uns auch mehr Zufriedenheit geben und eine innere Berechtigung finden.

Seien wir zufrieden und vielleicht sogar dankbar, den Heiligen Abend des Jahres 1962 frei von Not und frei von Angst erleben zu können. Vergessen wir nicht in Zeiten, in denen das Wort „Nächstenliebe" nicht eben groß geschrieben zu sein scheint, jene Jahre, in denen wir allein schon zufrieden waren, zu Weihnachten ein Dach über dem Kopf zu haben oder uns wenigstens einmal sattessen zu können. Versuchen wir im Strom der Zeit, der schneller und schneller an uns vorüberfließt, einen Augenblick festen Halt zu finden: werden wir bescheiden in der Erinnerung an die Jahre, die hinter uns, und seien wir zuversichtlich in der Hoffnung auf die Jahre, die vor uns liegen.

Und noch eines: Es nützt nichts, gedankenlos nachzureden, daß das Christentum die Grundlage der abendländischen Kultur ist.

Hier tun die Politiker ohnehin schon viel zu viel — mehr als sie wirklich verantworten können. Christentum muß heute gelebt werden. Das gilt für die Familie, für den Betrieb, für die Öffentlichkeit. Wir müssen wieder lernen, uns als Menschen zu begegnen. Nicht Programme und ausgeklügelte Techniken, der Mensch muß Ausgangspunkt unseres Handelns werden. Hier liegt unsere Aufgabe! Ob der Stern von Bethlehem auch heute noch genügend Leuchtkraft besitzt, das liegt in uns selber begründet. Diese Welt wird erst wieder in Ordnung sein, wenn wir uns selbst in Ordnung gebracht haben. Noch immer haben die Worte des großen Physikers Albert Einstein Gültigkeit: „Das Problem dieser Welt ist nicht die Atombombe, sondern das Herz des Menschen."

Der heilige Christ

Von Albrecht Goes

Wir suchen dich nicht.
Wir finden dich nicht.
Du suchst und findest uns,
ewiges Licht.

Wir lieben dich wenig,
wir dienen dir schlecht.
Du liebst und dienst uns,
ewiger Knecht.

Wir eifern im Unsern
am selbstischen Ort.
Du mußt um uns eifern,
ewiges Wort.

Wir können dich, Kind
in der Krippe, nicht fassen.
Wir können die Botschaft nur
wahr sein lassen.

24. Dezember 1941

Ostfront: Starke Kampftätigkeit. Abwehr sowjetischer Angriffe im mittleren Frontabschnitt, 21 sowjetische Panzer werden abgeschossen.

Westen: Eine Fernkampfbatterie der Kriegsmarine beschießt in der letzten Nacht einen feindlichen Geleitzug vor Dover.

Nordafrika: Planmäßige Bewegungen unserer Truppen. Deutsche Kampffliegerverbände greifen britische Kraftfahrzeugansammlungen in der Cyrenaika an.

24. Dezember 1942

Ostfront: Wiederholte Angriffe des Feindes im Terekgebiet (Kaukasus-Front) werden abgewiesen.

Im Dongebiet Gegenangriffe an mehreren Stellen.

Im mittleren Abschnitt der Ostfront scheitern schwächere Vorstöße des Gegners.

Südöstlich des Ilmensees (Nordabschnitt/Ostfront) werden alle Angriffe der Sowjets in hartnäckigen Kämpfen abgewiesen, der Feind hat hohe, blutige Verluste, 15 Panzer werden abgeschossen...

Eigene Stoßtruppunternehmen am Wolchow und vor Leningrad (Nordabschnitt/Ostfront) sind erfolgreich.

Nordafrika: In Tunesien werden feindliche Angriffe abgewiesen.

Deutschland: Einzelne britische Flugzeuge werfen am Weihnachtsabend Bomben auf westdeutsches Gebiet.

24. Dezember 1943

Ostfront: Östlich Shitomir treten die Sowjets mit starken Infanterie- und Panzerkräften auf breiter Front zum Angriff an. Schwere wechselvolle Kämpfe sind im Gange, 58 feindliche Panzer wurden abgeschossen.

Kämpfe werden auch gemeldet bei Retschitza, Shlobin und im Raum von Witebsk (Mittelabschnitt), wo der Gegner den Druck verstärkt.

Italien: In Süditalien setzt der Gegner seine starken Angriffe im Raum von Ortona fort.

24. Dezember 1944

Westfront: In die Winterschlacht in Belgien wurden von beiden Seiten neue Kräfte geworfen.

Ein konzentrischer Angriff auf die eingeschlossene, starke amerikanische Kräftegruppe in Bastogne hat begonnen...

Deutsche Fernkampfwaffen setzen das Feuer auf Antwerpen und London fort.

Italien: Britische Angriffe in Mittelitalien südlich Imola, am Naviglio und beiderseits von Bagnacavallo.

Südosten: Abwehr bolschewistischer, von starken Panzerkräften unterstützte Angriffe in Ungarn zwischen Plattensee und Stuhlweißenburg. Abwehr feindlicher Angriffe in der Slowakei im Raum von Kaschau.

Ostfront: 4. Tag der Abwehrschlacht in Kurland. Das Kampffeld nördlich Frauenburg und Doblen wird behauptet.

Deutschland: Angloamerikanische Terrorbomber und Jäger flogen am gestrigen Tage in breiter Front in das westliche und südwestliche Reichsgebiet ein. Im Stadtgebiet von Trier (das am 23. 12. 1944 einen Terrorangriff erlebt hatte!) entstanden erneut stärkere Schäden. Auch am Weihnachtsabend führte der Feind starke Luftangriffe, vor allem gegen die Gebiete beiderseits des Mittelrheins...

Corporate Archives

Schwarz auf Weiß

Nächtliche Impressionen im Hüttenwerk



Volkes Stimme — Gottes Stimme! So sagt man, und es wird daraus geschlußfolgert, daß der Volksmund immer recht habe. Als wir neulich zur Nachtzeit, mit der Kamera bewaffnet, durch den Hüttenbereich gingen, um Altvertrautes einmal anders, „in neuem Lichte" sozusagen, zu fotografieren, da sind uns denn doch einige Zweifel ob der Richtigkeit dieser Schlußfolgerung gekommen. Unser Zweifel äußerte sich in der Frage, ob denn der Volksmund — so oft er im allgemeinen auch die Dinge beim rechten Namen nennt — im besonderen nicht doch hin und wieder irren kann. So zum Beispiel mit dem Sprichwort: Bei Nacht sind alle Katzen grau! (Was ja wohl bedeuten soll, daß in der Dunkelheit sich die Dinge alle gleichen und nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind.)

Nach unserer nächtlichen Hüttenwanderung möchten wir eher das Gegenteil behaupten, und so geben wir das, was die Kamera gleich uns gesehen hat und was sie — und nur sie! — vermittels physikalisch-chemischer Raffinessen auf Zelluloid festzuhalten in der Lage ist, hier einmal zur Kenntnis des geneigten „echo"-Lesers, den wir für unsere Behauptung zum Zeugen anrufen.

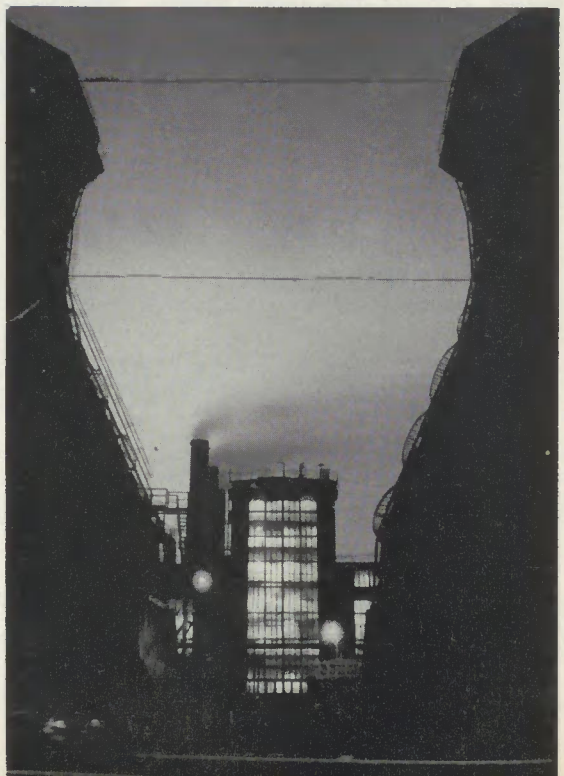
Die Nacht gibt es uns nämlich im buchstäblichen Sinne „schwarz auf weiß", daß sie die Konturen nicht verwischt, sondern daß erst sie Konturen schafft, indem sie als eine große Vereinfacherin mit energischem Strich den ganzen umfangreichen Farbenkatalog des Tageslichts bis auf Schwarz und Weiß zusammenstreicht und höchstens noch einigen spärlichen Grautönen Konzessionen macht. Gewiß, die Nacht löscht viele Lichter aus und läßt manches, was sich am Tage in den Vordergrund drängt, im tiefen Schatten unkenntlich werden. Andererseits aber setzt die Nacht neue Lichter, und sie bringt Dinge unübersehbar zum Leuchten, die am Tage ohne Licht sind und leicht übersehen werden.

Nachts wird der tiefgestaffelte Raum der Vorder-, Mittel- und Hintergründe zu einer einzigen Projektion zusammengerafft, in der alles Vordergrund wird. Auf diesem Vordergrund wandelt sich die bekannte Welt unserer Hütte in ein manchmal groteskes Spiel von Geometrie, mit hellen und



▲ Eine Feuerfahne weht in den dunklen Nachthimmel aus den gewaltigen Mäulern der Konverter unseres Thomasstahlwerks. Vor ihr wird die Halle der Dolomitanlage transparent und zeigt das auf das Wesentliche reduzierte Skelett dieses modernen Industriebaus. Hier ist auf jede Verzierung verzichtet, und trotzdem (vielleicht gerade deshalb!) herrscht in dieser Architektur Harmonie.

▼ Wie in den geöffneten Backen einer riesigen Zange steht das Lichtraster unseres Dampfkraftwerks zwischen den beiden Kühltürmen an der Osterfelder Straße eingeklemmt.



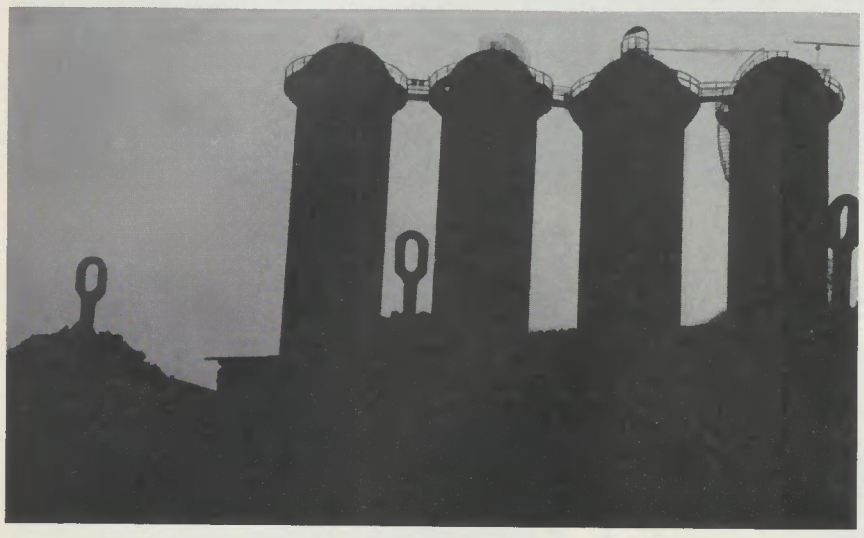
thyssenkrupp Corporate Archives



So sieht es kein menschliches Auge, sondern nur die Kamera: An der Gabelung Essener Straße und Osterfelder Straße ist eine Flut von ruhendem Licht (Kraftwerk) und sich bewegender Lichtpunkte (Scheinwerfer vorüberfahrender Autos), die auf dem Film phantastische Leuchtspuren hinterlassen.

dunklen Flächen und seltsamer Anordnung, mit geraden und gebogenen Linien, die sich in vielfacher Wiederholung und Gesetzmäßigkeit überschneiden, aufeinanderzulaufen und voneinander wegstreben. Dinge, die sonst nur bescheiden dienen und im großen Mechanismus unseres Werkes ein Leben am Rande führen, werden in der Nacht plötzlich eigenständig und augenfällig und treten in geheimnisvolle optische Beziehung zueinander.

Da ist das Leuchtband der Eisenbahnschienen, das verspielt den Rhythmus der Schwellen in die Ferne zählt. Wie eine Rechentabelle steht das Treppengerüst am Gasometer vor dem matten Nachthimmel; die Verstrebungen der Treppe durchkreuzen gleichsam energisch die quasi Zahlenkolonnen der Treppenstufen. Kühltürme stehen wie behäbige Barockdamen da. Viel Licht hinter viel Glas zaubert aus dem Gebäude der Hauptverwaltung oder der Kraftstation das Bild eines riesigen Leuchtrasters. Bizarre Geräte und Fiolen einer dämonischen Alchimie, das sind Hochöfen, Winderhitzer und Wasserbehälter vor dem vom Flammenwurf des Thomasstahlwerks erhellten Hintergrund. Träger, Wendeltreppen, Stützen und Leitungsrohre



Bei sinkender Nacht flammt die Leuchtschrift unseres Firmennamens am Maschinenhaus EO1 auf. Das Tageslicht entfleucht auf blinkenden Eisenbahnschienen.

Wie umhalst stehen die Winderhitzer vor dem Nachthimmel. Wer denkt bei den Haltebügeln dieser vorüberrollenden Kokskübel nicht an das Gleichnis vom Nadelöhr?

Was ist nah? Was ist fern? Die Nacht holt alle Konturen in den Vordergrund. Die Umgebung des Hochofens A mutet an wie die Gerätschaft eines Alchimisten.

Straße bewegenden Lichtpunkte der Autoscheinwerfer werden zu gebündelten Leuchtbändern summiert, die dazu gehörenden Autos werden als unwesentlich nicht registriert.

Klein wird bei Nacht die Welt; sie wird für das Auge zu einem begrenzten Raum, in dem die Menschen unsichtbar werden, wo die Dinge eng zusammenrücken, der im Greifbaren aufhört, dort drüben etwa hinter den hohen Kaminen oder über den Dächern von Neu-Oberhausen. Erst mit dem steigenden Tag öffnet sich auch wieder die Landschaft ins Unendliche.

Aber für das Ohr weitet sich in der Nacht die Welt. Die Ferne tritt ganz nahe heran mit dem Pfeifen der Lokomotiven, dem Lärmen der Walzwerke, dem Rollen der Kräne. Der in der Dunkelheit hingeduckte Riesenleib des Werkes atmet schwer unter schwerer Arbeitslast im Fauchen der Winderhitzer und im rhythmischen Gestöhn der Gebläse.

So ist denn die äußere Erscheinungswelt des Nachts phantastischer, zugleich aber auch konkreter als am hellen Tage. Wer es gewohnt ist, tagsüber zu arbeiten und nachts dem Hüttenwerk fern zu sein, der betritt diese nächtliche Arbeitswelt wie Neuland, in dem Auge und Ohr überall vermeintlich Unbekanntem begegnen, das doch nur Bekanntes ist. M.



Fläche und Linien, Parallele und Diagonale, so gibt die Nacht an diesem Gasometer eine Geometrie-Lektion. Das einsame Lampenlicht zaubert schattenhafte Verzerrungen.

verschlingen sich zu feinem Filigran, so als wolle die große Technik sich hier in der Fabrikation von Brüsseler Spitzen versuchen.

Die Kokskübel des vorüberfahrenden Zuges recken ihre Haltebügel in den blassen Nachthimmel. Der Vergleich mit dem berühmten Nadelöhr, durch welches eher ein Kamel schreiten kann als daß ein Reicher ins Himmelreich gelangen könne, drängt sich hier wie von selbst auf. Ist das Kippen der Konverter schon am hellichten Tage ein grandioses Schauspiel, so wird es nachts zum atemberaubenden Spektakulum, zu einem Blick in die Titanenschmiede des Vulkanus. Im Widerschein des flüssigen Stahls und der läuternden Elemente tritt dann plötzlich skeletthaft das Wesen neuzeitlicher Industriebauten aus dem Dunkel, und wir entdecken, daß nichts daran überflüssige Verzierung, sondern alles Zweck ist. Und doch ist diese Nützlichkeitskomposition nicht häßlich, sondern voll Harmonie. Und dieses Bild, welches das menschliche Auge so nicht wahrnehmen kann und das daher die vom Menschen ersonnene Fototechnik für ihn bannen muß: Die sich auf der dunklen



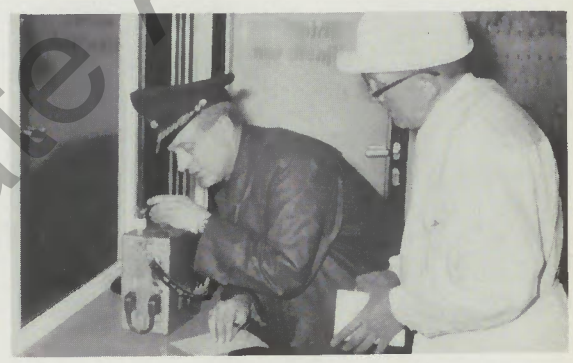
thyssenkrupp Corporate Archives

Die Uhr zeigte 10.06 Uhr am Morgen des Buß- und Bettages, als in der Verbandsstube NO das Telefon schrillte: „Explosion im Maschinendampfkraftwerk mit Gasausbruch — rund 14 Schwer- und Leichtverletzte brauchen dringend Hilfe!" — Glücklicherweise war das kein Ernstfall, sondern eine kombinierte Einsatzübung unseres Werkschutzes, der Heilgehilfen und der DRK-Helfer, in der die Funktionsfähigkeit der höchsten Stufe des Alarmplanes, „Katastropheneinsatz", überprüft werden sollte. In den vergangenen Monaten war schon in den Planstufen „Unfall" und „Massenunfall" Probealarm gegeben worden. Diesmal war das Zusammenarbeiten mehrerer Glieder des Alarmierungs- und Hilfesystems und der ihnen zur Verfügung stehenden technischen Mittel festzustellen. Es versteht sich, daß nur ganz wenige Beteiligte vorher über die Übung im Bilde waren und daß die meisten bei Alarmgebung tatsächlich an einen echten Einsatz glaubten. Nur so kann ja ermittelt werden, welcher Anstrengungen es noch bedarf, um die Selbstschutzkräfte des Werkes mobil zu machen und wirksam werden zu lassen. Nach der Einsatzübung wurde denn auch in einer eingehenden „Manöverkritik" der Zeitplan genau unter die Lupe genommen, und dementsprechend wurde das Alarmierungs- und Hilfesystem, wo es erforderlich war, ergänzt oder korrigiert.



Hoffentlich wird's nie ernst damit

„Katastropheneinsatz!"







Zu unseren Bildern: Im Dampfkraftwerk hat es eine Explosion gegeben; Gas ist ausgetreten. 14 Mitarbeiter sind mehr oder minder schwer verletzt und warten auf erste Hilfe (ganz oben). Da die Zahl der schwerer Verletzten größer ist als ursprünglich angenommen, ruft der Werkschutz über Sprechfunk den zweiten Werkskrankenwagen herbei (kleines Bild darunter). Der Heilgehilfe legt einem Gesichtsverletzten einen fachgerechten Notverband an (Bild oben). Bei einem Gasvergifteten werden durch Armbewegungen und mit Hilfe eines Sauerstoffgerätes Wiederbelebungsversuche gemacht (rechts daneben). Ein Schwerverletzter wird mit dem Werkskrankenwagen ins Krankenhaus transportiert (Bild rechts). Bei dieser Gelegenheit sei nochmals daran erinnert, daß bei Unfällen zuerst Verletzte sofort aus dem akuten Gefahrenbereich zu bringen sind. Dann soll man sie nicht erst transportieren, sondern auf einer Unterlage liegenlassen und mit einer wärmenden Decke zudecken. Sodann ist der Heilgehilfe als erster zu benachrichtigen, weil der Heilgehilfe selbst erste Hilfe leisten und außerdem planmäßig die erforderlichen Hilfsmaßnahmen in der rechten Reihenfolge in die Wege leiten kann.



thyssenkrupp Corporate Archives

echo der arbeit

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

WARUM KANN NICHT FRIEDE SEIN?

*

CHRISTENTUM MUSS GELEBT WERDEN

*

SCHWARZ AUF WEISS
NÄCHTLICHE IMPRESSIONEN IM HÜTTENWERK

*

„KATASTROPHENEINSATZ"

*

BRÜCKE ÜBER DEN SKAGERRAK-FJORD MIT GELSENDRAHT

*

STAHL UND DRAHT HABEN GOLDHOCHZEIT

*

AM HOAG-SEIL INS SKI-PARADIES

*

DAS RAD IST DAS „EI DES KOLUMBUS" IN DER ZIVILISATION

*

MÜNGSTENER BRÜCKE – SUPERLATIV AUS STAHL

*

DER FUCHS UND DIE TAUFGESELLSCHAFT

*

FESTLICHE BAUMFÄLLER

*

FREI SEIN WIE DIE VÄTER...?

*

SCHNAPPSCHÜSSE

*

DAS FÄNGT JA GUT AN
DIE HEITERE SEITE

HERAUSGEBER: HÜTTENWERK OBERHAUSEN AG, OBERHAUSEN (RHLD.), ESSENER STR. 66

VERANTWORTLICH:
DIREKTOR KARL STROHMENGER

REDAKTION:
KARL-HEINZ SAUERLAND
und KARL-HEINZ MARPE

TELEFON: 2 46 81, NEBENSTELLE 44 47,
WERKSRUF 44 47 und 23 47 (REDAKTION)

DRUCK: VVA-DRUCK, VEREINIGTE VERLAGSANSTALTEN, OBERHAUSEN (RHLD.)
KLISCHEES: VIGNOLD, ESSEN

JAHRGANG 13 24. DEZEMBER 1962

Zu unserem Titelbild (Vorder- und Rückseite): Während sich die Wirklichkeit der Arbeitswelt zumeist nur in verschiedenen Lichtwerten und vielen Grautönen darstellt, sieht sie der freischaffende Künstler in farblicher Differenzierung. Der Essener Industriegraphiker Bernt Rösel ließ sich zu diesem Bilde in unserem Blockwalzwerk inspirieren.

thyssenkrupp Corporate Archives

Festtagsprobleme

Auf den richtigen Geschmack kommt man zumeist erst hinterher. Aber dann ist es auch schon zu spät. Wer sich dessen eingedenk ist, der wird in unserer Zeit, da Gaumengenüsse zu den Alltäglichkeiten gehören, auch noch das Weihnachtsfest bewältigen ohne leiblichen Schaden zu nehmen.

Der Heringssalat am Heiligabend ist nach der vorweihnachtlichen heimlichen und unheimlichen Nascherei am do-it-yourself-Gebäck eine kulinarische Köstlichkeit, ein berechtigter Stolz der Hausfrau, dem man um so beherzter zusprechen kann, als er eine gute Unterlage für die darauf zu gießende Alkoholika darstellt. Solche zeit- und standesgemäße gastronomische Feiertagsouvertüre tät unserer Gesundheit wohl und könnte unseren an Vitaminen, Kalorien und Fetten gestählten inneren Menschen durchaus noch nicht in Unordnung bringen, wenn...

Die Weihnachtstage erinnern nämlich fatal an das bekannte Märchen vom Reisbrei, der überkocht, das Zimmer, das Haus, die Straßen und die ganze Stadt füllt und durch den man sich, wollte man überhaupt überleben, hindurchessen mußte.

Da steht, ein Meisterwerk der Dekoration, der bunte Weihnachtsteller unter dem Lichterbaum und gleich daneben der Frühstückskorb, eine merkwürdige Phantasiearchitektur aus Flüssigkeiten aller Schärfegrade, Seegetier mit und ohne Gräten, geräuchert, mariniert und in Öl, Südfrüchten, Likörbohnen, Rheinaal und anderen bizarren Nettigkeiten. Da läuft einem das Wasser im Munde zusammen, und der heroische Widerstand schmilzt dahin wie die Kerzen am Weihnachtsbaum, selbst dann, wenn die festtägliche Mittagsgans trotz ihres Mausetot-, Gebraten- und Verspeistseins in unserem Magen rebellisch wird und wir sie mit Natronpillen (die wir — es ist ja Weihnachten — anstatt mit Wasser mit Cognac heruntergespült haben) zu besänftigen versuchen.

Nachmittags kommt dann Besuch, den man zum Essen und Trinken animiert. Wobei man als guter Gastgeber selbstverständlich mitißt und mittrinkt: Christstollen, Mandelgebäck, zur Abwechslung auch mal ein Stück vom Knochenschinken; denn man muß ja mal auf einen anderen Geschmack kommen. Dazu natürlich die Befeuchtigung, denn sonst staubt's einem aus den Ohren: Viel Kaffee für die Damen — ein guter Tropfen für die Herren der Schöpfung; so mitten im kalten Winter schafft's die Heizung wirklich allein nicht mit der Erwärmung.

Oder man geht zu Besuch bei lieben Verwandten oder Freunden — und das ist noch anstrengender, weil man dann gleich zweimal zulangt, um sich für die mitgebrachten Geschenke schadlos zu halten.

Am zweiten Feiertage ist zwar eine Steigerung nicht mehr möglich, jedoch ist auch an ein Nachlassen der weihnachtlichen Schluckbeschwerden noch keineswegs zu denken. Man ist ja schließlich kein Eichhörnchen, welches sich seine Vorräte für einen ganzen Winter aufspart. Obgleich uns spätestens am ersten Weihnachtsabend alle Dinge gleich fad schmecken, der Fisch und die Buttercremetorte, das Butternugat und die Schinkenröllchen, die Datteln und die Ölsardinen! Obgleich wir nach dem Mittagessen am zweiten Feiertag nur noch lispeln können, weil wir von aller Schleckerei schmerzhafte Bläschen an der Zunge haben! Da kennen wir nichts, wir sind hart gegen uns selbst! Aufhören mit essen und trinken wäre Feigheit vor dem Feind!

„Nach den Tagen" haben wir dann in der Magengrube ein Gefühl, als hätten wir den Verschiebebahnhof Osterfeld Süd verschluckt. Es zwickt uns hier und drückt uns dort, und auch das Herz pumpert matt nach den gehabten Strapazen. Doch ach, die Hausfrau jammert wegen der „Reste", um die es doch schade sei und die deshalb unbedingt gegessen werden müssen. Und recht hat sie, denn nun stehen Silvester und Neujahr vor der Tür mit neuen Ernährungsproblemen, die so oder so gelöst werden wollen! Doch man schickt sich ins Unvermeidliche, auch wenn man sich nach einer schlichten Erbsensuppe oder Schnibbelbohnen durcheinander sehnt. Es geht ja glücklicherweise alles vorüber und dann haben wir, wenn nichts anderes dazwischenkommt, wieder ein Jahr lang Ruhe.

Nach den Festtagen machen wir dann eine grandiose Entdeckung (wir machen sie jedes Jahr, aber wir vergessen es immer wieder): Der Geschmack an den guten Dingen wächst mit der Entfernung von den feierlichen Anlässen; er ist auf dem Höhepunkt, wenn von all den Herrlichkeiten nichts mehr übriggeblieben ist als ein paar Nüsse, vermischt mit den vom Weihnachtsbaum gefallenen trockenen Nadeln auf dem Weihnachtsteller. Wenn man dann, getarnt unter den letzten Haselnüssen, noch ein Marzipankartöffelchen erwischt, dann ist das der Gipfel aller Leckerbissen, und sei es auch steinhart geworden, und habe es auch Staub angesetzt.

KHM

thyssenkrupp Corporate Archives

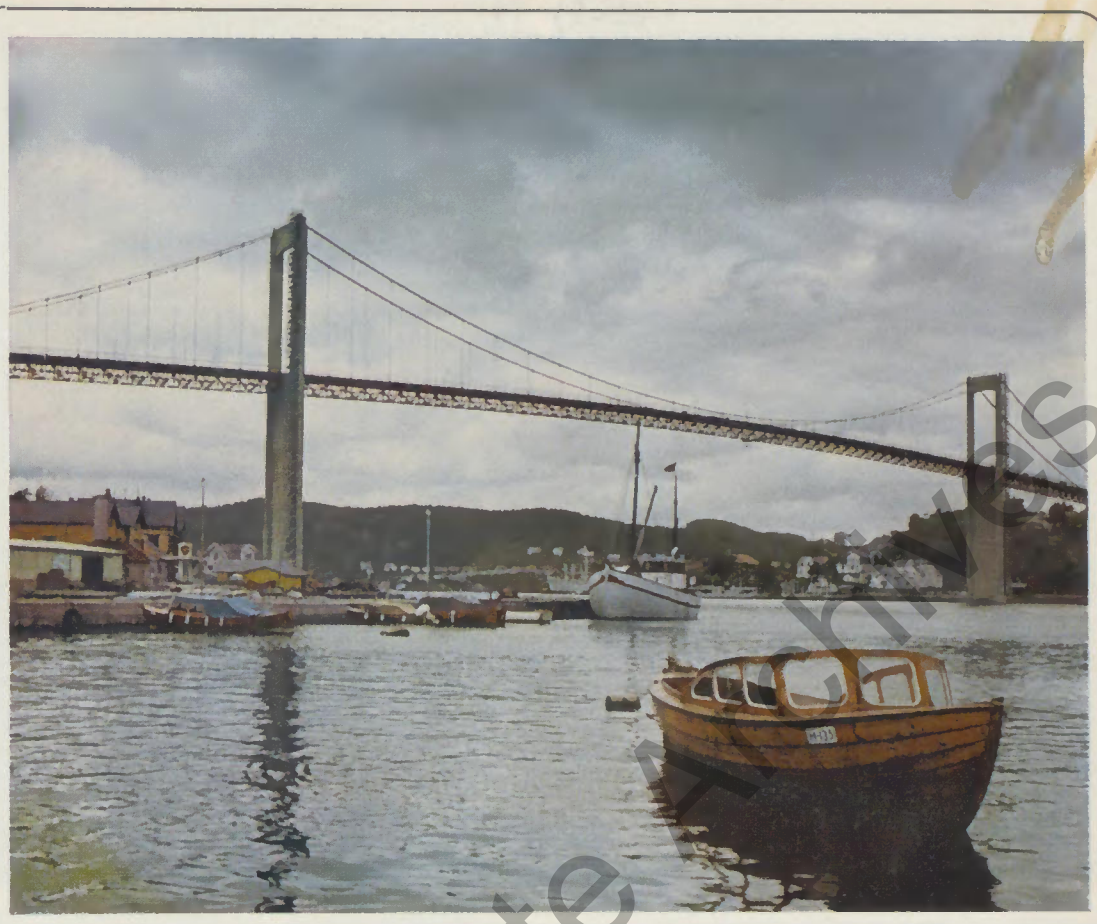
Heinrich Zimon Sicherheitsingenieur in Gelsenkirchen

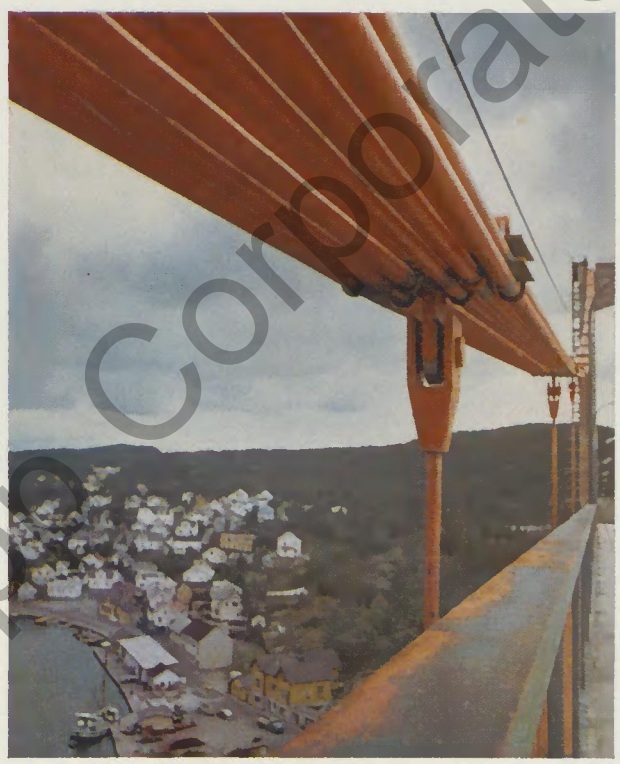


Seit dem 1. Oktober ist in unserem Werk Gelsenkirchen der Sicherheitsingenieur Heinrich Zimon für den Arbeitsschutz verantwortlich. Er hat die Nachfolge von Sicherheitsingenieur Horz angetreten, der ausgeschieden ist und der ihn in sechswöchiger Zusammenarbeit in Gelsenkirchen in seinen Aufgabenbereich eingeführt hat. Heinrich Zimon ist 41 Jahre alt und gebürtiger Oberschlesier. Vor der Aufnahme seiner Tätigkeit in Gelsenkirchen konnte sich der neue Sicherheitsingenieur in Oberhausen mehrere Wochen mit den Aufgaben des Arbeitsschutzes in unserem Werk, mit der Methodik der Unfallursachen-Ermittlung und der Arbeitsschutzschulung vertraut machen. Die festgefügte Arbeitsschutzorganisation unseres Werkes und eine gute Zusammenarbeit mit der Werksleitung, dem Betriebsrat und der Belegschaft werden Heinrich Zimon seine Aufgabe erleichtern helfen. Sinn dieser Aufgabe ist es, die Arbeitssicherheit für alle Mitarbeiter im Werk Gelsenkirchen zu erhöhen und Unfallquellen auszuschalten. Das kann allerdings ein Sicherheitsingenieur nicht allein — und seien die Arbeitsschutzeinrichtungen noch so vollkommen — sondern jeder einzelne muß ihm dabei helfen. So wurden im November auf 1000 Beschäftigte 4,51 meldepflichtige Unfälle registriert, während es im Oktober noch 7,9 waren.

230 t Brückenseile von Gelsenkirchen nach Nord-Norwegen

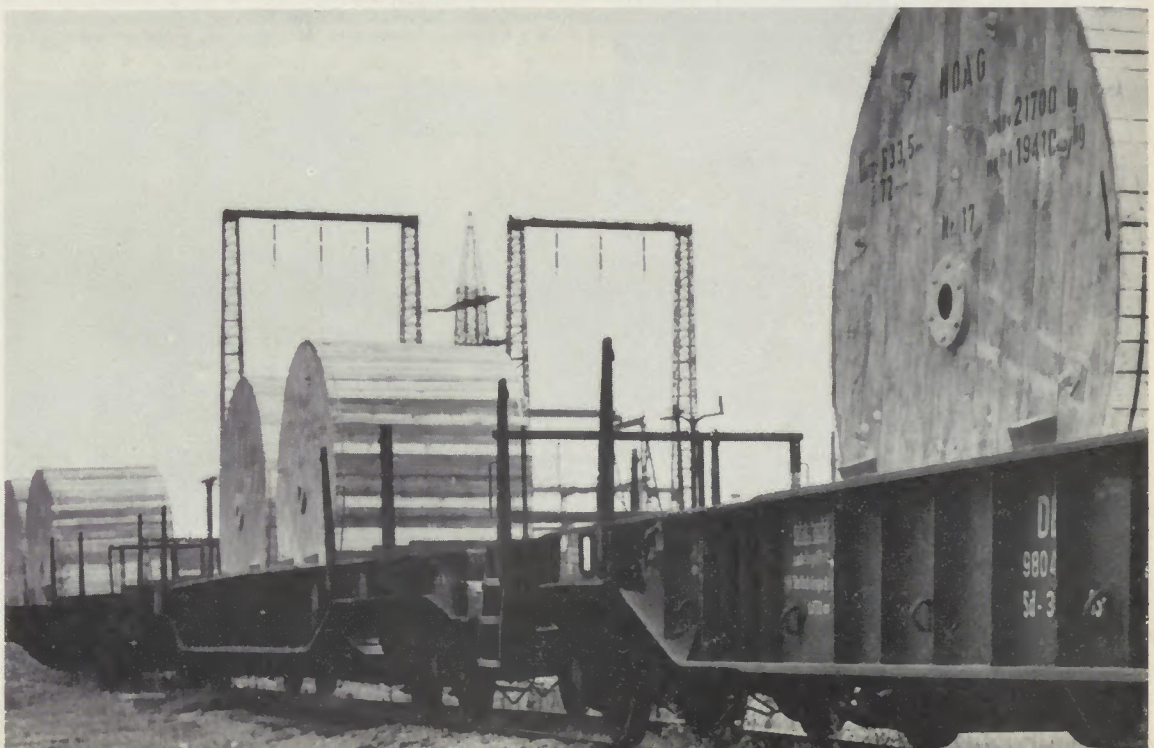
Einen langen Weg haben die riesigen Drahtseil-Trommeln vor sich, die hier auf Tiefladewaggons der Bundesbahn unser Werk Gelsenkirchen verlassen. Endstation ist der Rombaks-Fjord im Raume Narvik in Nord-Norwegen. Über den Fjord wird eine Hängebrücke gebaut, für die Gelsenkirchen die Teilausrüstung mit 230 t vollverschlossenen Drahtseilen liefert. Die Lieferung besteht aus 12 Längen von 633,5 m und 2 Längen von 24,2 m mit einem Durchmesser von 72 mm. Jedes Seil hat innen 37 Runddrähte, darüber zwei Lagen Keildrähte 5 mm hoch und darüber zwei Lagen S-Profildrähte 5 mm hoch. Ein Meter dieser Seile wiegt rund 30 kg. Die Tiefladewaggons der Bundesbahn bringen die HOAG-Drahtseile bis Hamburg, wo sie umgeladen werden und den Seeweg bis Nord-Norwegen antreten.





Brücke über Skagerrak-Fjord mit Gelsendraht

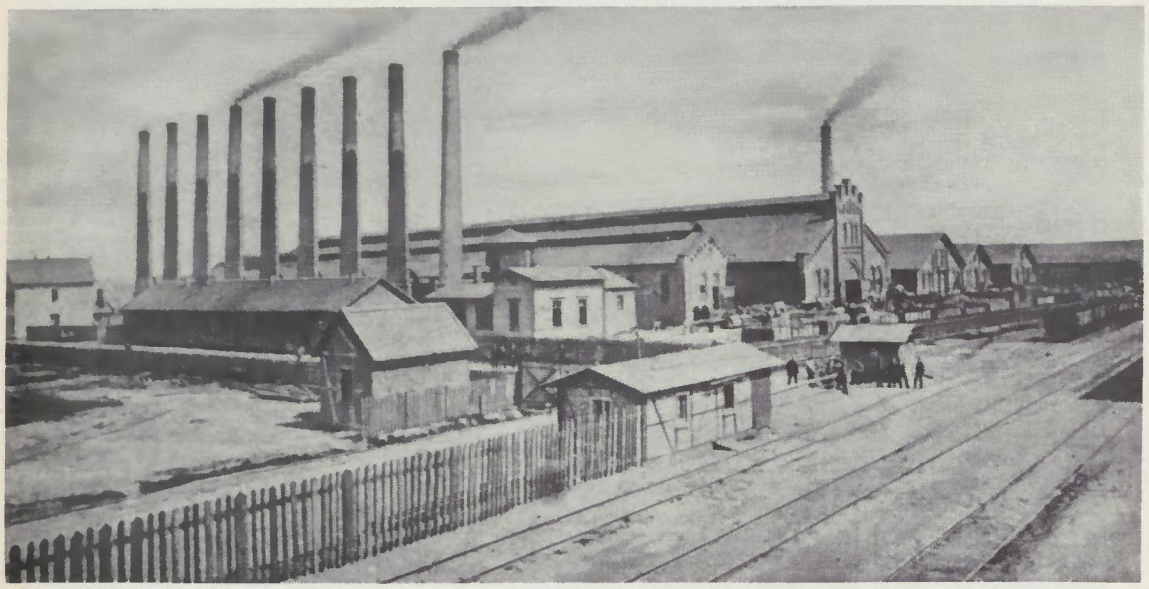
Die Brücke über den Langesundfjord an der norwegischen Skagerrakküste, über deren Bau wir im vorigen Jahr in der Werkzeitschrift berichteten, wurde vor einiger Zeit vom norwegischen König dem Verkehr übergeben. Gelsenkirchener HOAG-Drahtseile sind ein wesentliches Bauelement dieser Brücke, die zwischen den beiden 70 m hohen Pfeilern in einer Breite von 240 m den Fjord überspannt. Selbst Seeschiffe mit ihren hohen Aufbauten können unter der Brücke hindurchfahren. Insgesamt lieferte unser Werk Gelsenkirchen für dieses größte Brükkenwerk Norwegens 13100 m Tragseile in vollverschlossener Machart. Das Gesamtgewicht der Seile beträgt 350 t, bei einem Seildurchmesser von 67 mm. Die neue Brücke über den Langesundfjord besitzt Stil durch einfachste Linienführung und einfachste Projektionen. Der Begriff „Schönheit der Technik" darf hier mit gutem Gewissen angewandt werden.

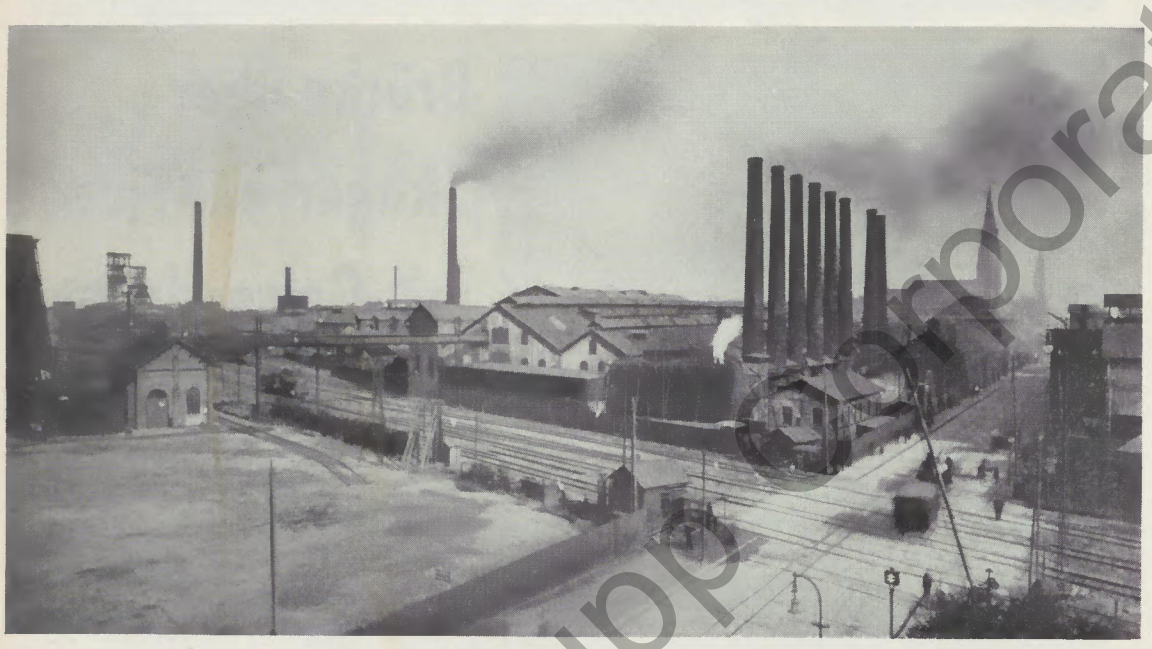


thyssenKrupp Corporate Archives

Werk Gelsenkirchen mit Oberhausen 50 Jahre vereint

Stahl und Draht haben Goldhochzeit





In den Bereich der betrieblichen Anekdotenwelt gehört die Geschichte, die man sich in Schalke von den Schornsteinen unseres Gelsenkirchener Werkes erzählt. Im Werk I ragten ehemals, parallel zur König-Wilhelm-Straße, neun Kamine empor. Man muß wissen, daß das Werk Gelsenkirchen ursprünglich nicht nur ein Drahtwalzwerk, sondern auch ein Puddelwerk, in dem nach dem Puddelverfahren Stahl hergestellt wurde, war. Mit jedem weiteren Bau eines Puddelofens entstand auch ein Schornstein, so daß 1878 (Bild ganz oben) insgesamt neun Kamine standen, jeder einzelne 31,5 m hoch. Weil sie wie mit einem Lineal ausgerichtet kerzengerade in einer Reihe standen, nannte man sie auch die „Schalker Grenadiere". Im Volksmund aber hießen sie die „neun Boecker Kinder", da der Firmenchef Wilhelm Boecker neun Kinder hatte. Als nach Einführung des Thomasverfahrens das Puddeln von Roheisen nicht mehr wirtschaftlich war und das Werk seinen Rohmaterial-Bedarf mehr und mehr durch aus Oberhausen bezogene Knüppel deckte, wurden die Schornsteine ein Opfer der Entwicklung. Und zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach. Schon kurz nach dem Anschluß an die GHH wurde im Zuge der eingeleiteten Modernisierung der erste abgebrochen. So zeigt das mittlere Foto aus dem Jahre 1913 nur noch acht der Schornsteine. Die letzten beiden Kamine, die bis dahin einer Dampfkesselanlage gedient hatten, wurden 1937 abgerissen. Das untere Bild, eine Industriezeichnung aus dem Jahre 1908, ist eine jener typischen Abbildungen, wie man sie früher auf Briefköpfen gedruckt fand. Fast hat man den Eindruck, das Werk liege eingebettet zwischen bewaldeten Bergen. Doch sicher hat hier „künstlerische Freiheit" die Wirklichkeit etwas retuschiert. Dennoch läßt die Lage der Gebäude einen interessanten Vergleich zur heutigen Situation zu.

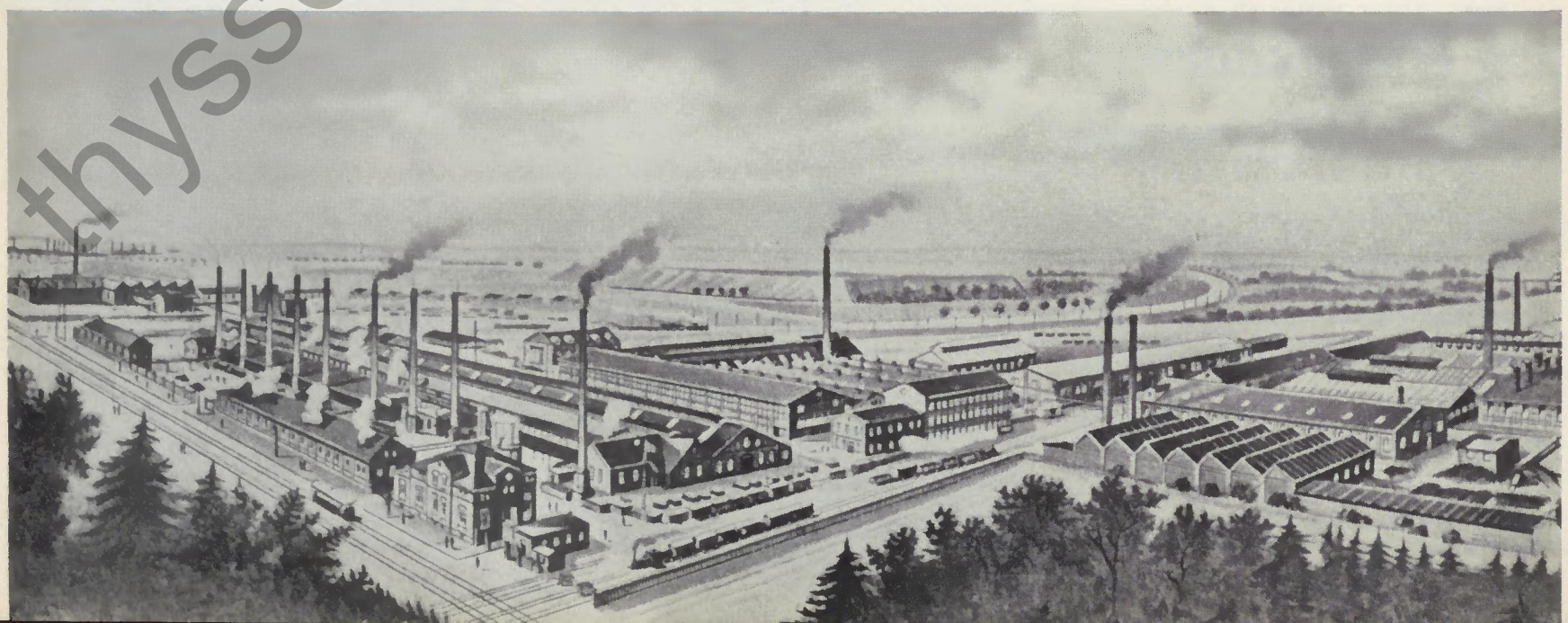
Unser Werk Gelsenkirchen, dessen Anschluß an die HOAG am 1. September 1951 vollzogen wurde, führt im Firmennamen den Zusatz „vorm. Boecker & Comp". Manch einer wird sich schon gefragt haben, was diese Bezeichnung für eine Bewandtnis haben mag. Dabei dürfte nicht schwer zu erraten sein, daß der Familienname Boecker in der Geschichte des Werkes eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hat. Ein „Jubiläum", das sich in diesen Tagen mit dem Werk Gelsenkirchen verbindet, gibt Anlaß, auf die Vergangenheit des Gelsenkirchener Drahtwerkes einmal näher einzugehen. Vor 50 Jahren wurde der Anschluß an Oberhausen vollzogen.

Am Anfang stand das Jahr 1870. Es war kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — die Industrialisierung lief auf vollen Touren, in der Stahlindustrie schienen neue Produktionsverfahren die Herstellung von Massenstahl einzuleiten — als mehrere Berggewerke den Plan aufgriffen, auf dem Gebiet des damaligen Amtes Schalke eine vielseitige Industrie anzusiedeln. Ausschlaggebend für die Initiative waren die reichen Kohlenvorkommen, die dazu ermunterten, eine Eisenindustrie aufzubauen. Aber auch ein Drahtwerk sollte errichtet werden; Draht war sehr begehrt, was dazu führte, daß die Kleinbetriebe des Sauerlandes und Siegerlandes dem ständig wachsenden Bedarf mit ihrer handwerklichen Produktionsweise nicht mehr nachkommen konnten.

Einflußreichster Befürworter des Projektes war der Industrielle Friedrich Grillo, ein Berggewerke, der sich vom kleinen Eisenwarenhändler zum Großunternehmer emporgearbeitet hatte. So sprach er in der Öffentlichkeit gern davon, daß er als Maurer für 25 Pfennig die Stunde Speiskübel getragen habe, was sich in westfälischem Platt dann so anhörte: „Ick häff för fiefentwintig Penning den Voagel gedriägen." Aber auch Industriepioniere wie Karl und Friedrich Funke aus Essen, Friedrich und Hugo Schürenberg und Gustav und Ernst Poensgen aus Düsseldorf trieben die Erbauung des Werkes tatkräftig und mit finanziellen Mitteln voran.

Schon 1871 konnte die Produktion aufgenommen werden. 200 Arbeiter zählte die Belegschaft im Anfangsstadium des Werkes. Die Produktionsanlagen bestanden aus einem Puddel- und Walzwerk mit mehreren Drahtzügen. Die Firma wurde unter dem Namen „Boecker und Comp., Commanditgesellschaft" ins Handelsregister eingetragen.

Grillo hatte Wilhelm Boecker, einen routinierten Drahtfachmann, der in Kreuztal bei Siegen als Direktor eines Eisen- und Drahtwerkes tätig gewesen war, als Kommanditisten (Teilhaber) und Werksleiter gewonnen. Aus der Heimat der deutschen Drahtindustrie, dem Sauerland, brachte Boecker gleich einen ganzen Stab von Mitarbeitern — Techniker, Meister und erfahrene Drahtzieher — mit nach Schalke. Unter seiner Leitung nahm das Werk, trotz mancher Rückschläge, einen stetigen Aufschwung, wobei gleichermaßen auf Wertarbeit wie Ausweitung des Produktionsprogramms hingearbeitet wurde. Im Laufe der Jahre entwickelte sich das Werk Gelsenkirchen zu einem der bedeutendsten Drahtwerke Deutschlands. Für die Drahtindustrie besonders wichtig war das Jahr 1879, in dem nicht



thyssenkrupp Corporate Archives

nur der Schutzzoll, sondern auch das Thomasverfahren eingeführt wurde. Von diesem Zeitpunkt an ging das Produktionsverfahren mehr und mehr zurück. Im Zuge dieser technischen Entwicklung war die Verbindung der drahterzeugenden Werke mit der stahlerzeugenden Industrie, die das Rohmaterial, die Knüppel, lieferte, nur noch eine Frage der Zeit. Im Jahre 1882 wurde in Schalke dann auch die Herstellung von Drahtseilen aufgenommen, deren Fabrikation heute noch einen wichtigen Zweig des Produktionsprogrammes des Werkes Gelsenkirchen bildet.

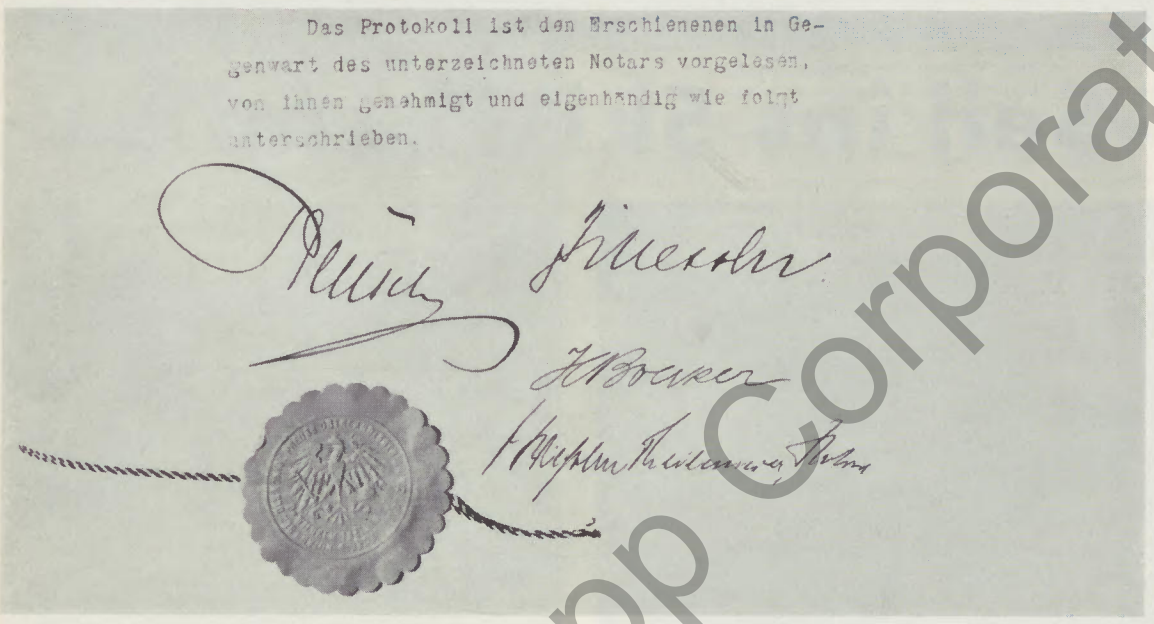
Bei seiner Gründung hatte das Werk 190 Arbeiter und eine Erzeugung von 2362 Tonnen, im Jahre 1879 bereits 458 Arbeiter und eine Erzeugung von 13214 Tonnen, im Geschäftsbericht für das Jahr 1880 wird bei einer Beschäftigungszahl von 625 sogar eine Produktion von 20000 Tonnen ausgewiesen, wovon rund 70 Prozent in den Export gingen. Gegen Ende der siebziger bzw. Anfang der achtziger Jahre verursachte ausländische Konkurrenz — namentlich belgische Produzenten — einen Geschäftsrückgang im deutschen Drahtgewerbe. Die Reichsregierung begegnete diesem Umstand durch Einführung eines Schutzzolles. Jedoch erhielt die wirtschaftliche Besserung, die auch in der Drahtindustrie nach Inkrafttreten des Bismarck'schen Zollgesetzes spürbar wurde, im Jahre 1882 einen empfindlichen Schlag, als Rußland einen Einfuhrzoll für Walzdraht erhob. Dadurch wurde der Export nach Rußland völlig unmöglich. Um die Zollschranken zu umgehen, gründete die Firma Boecker & Comp. im lettischen Libau ein Zweigwerk, dessen Leitung Adolf Boecker, der älteste Sohn von Wilhelm Boecker, übernahm. Dieses Werk sollte zunächst in der Hauptsache deutsches Halbzeug zu Walzdraht und Drahterzeugnissen verarbeiten. Nachdem aber bald darauf im Zarenreich ein erheblicher Zoll auf eingeführtes Halbzeug erhoben wurde, erwog die Firmenleitung den Bau eines Siemens-Martin-Werkes. Das Gelsenkirchener SM-Werk an der baltischen Ostküste arbeitete vorwiegend unter Verwendung inländischen Roheisens. Das Gesamtwerk zählte bald mehr als 1500 Arbeitskräfte und entwickelte sich rasch



Wilhelm Boecker (1831—1894), ein Drahtfachmann aus dem Siegerland, war der erste Leiter der 1871 gegründeten Firma, die auch seinen Namen führte. Er leistete entscheidende Aufbauarbeit.



Sein Sohn und Nachfolger Hermann Boecker (1863—1942) gilt als der wohl stärkste Befürworter der Angliederung des Werkes an die Gutehoffnungshütte, die dem Drahtwerk Vormaterial lieferte.



Das Protokoll ist den Erschienenen in Gegenwart des unterzeichneten Notars vorgelesen, von ihnen genehmigt und eigenhändig wie folgt unterschrieben.

Unter dem Protokoll, mit dem im November 1912 der Anschluß des Gelsenkirchener Drahtwerkes Boecker & Comp. an die Gutehoffnungshütte endgültig vollzogen wurde, finden sich diese Unterschriften: Kommerzienrat Paul Reusch, Generaldirektor der GHH, Direktor Heinrich Zillessen, GHH, Direktor Hermann Boecker, Leiter des Drahtwerkes Gelsenkirchen, Dr. Wilhelm Theilemeier, Notar.

zu einem wirtschaftlich gesunden Unternehmen. Infolge politischen Drucks seitens der russischen Regierung aber mußte das Werk 1899 an eine russische Aktiengesellschaft verkauft werden.

Im Laufe der Jahre waren bei der Kommanditgesellschaft Boecker & Comp. in persönlicher und gesellschaftlicher Beziehung mancherlei Änderungen eingetreten. Die Mitbegründer Friedrich Funke, Friedrich Grillo und Wilhelm Schürenberg waren verstorben. 1894 starb auch Wilhelm Boecker. Die Geschäftsleitung übernahm der Schwager des Verstorbenen, Adolf Borbet, ebenfalls Siegerländer und alter Drahtfachmann. Nach dem Tode Borbets (1902) wurde Hermann Boecker, ein Sohn des langjährigen Firmenchefs Wilhelm Boecker, in die Geschäftsleitung berufen. Hermann Boecker hatte als junger Ingenieur bei der Gutehoffnungshütte in Oberhausen Erfahrungen gesammelt und war vor seinem Eintritt in die Geschäftsleitung bereits einige Jahre als Betriebsdirektor im Gelsenkirchener Werk tätig.

Um die Unabhängigkeit des Werkes beim Bezug von Rohmaterialien und Halbfabrikaten sicherzustellen, wurde das Unternehmen im Jahre 1912 der Gutehoffnungshütte angegliedert. Schon vorher hatten langfristige Lieferverträge mit der GHH bestanden. Initiator der Angliederung an Oberhausen war insbesondere Hermann Boecker. 1910 bereits hatte sich die GHH durch einen Gemeinschaftsvertrag für den Fall eines Erwerbs des Drahtwerkes die Entscheidung darüber vorbehalten, ob sie zunächst nur die Anteile der einzelnen Gesellschafter aufkaufen oder das Gesellschaftsvermögen als solches erwerben wollte. Aus steuerlichen Gründen entschied man sich dahin, zunächst alle Kommanditanteile zu erwerben und erst später die Übertragung des Vermögens durchzuführen. Ende Juni 1912 war der Erwerb der Kommanditanteile und ihre Übertragung auf die Gutehoffnungshütte abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt bestand die Kommanditgesellschaft aus dem damaligen Leiter des Werkes, Hermann Boecker, als persönlich haftendem Gesellschafter ohne Kapitaleinlage und der GHH als alleiniger Kommanditistin mit einer Kapitaleinlage von 918000 Mark.

Damit war die Angliederung wirtschaftlich vollzogen. Die juristische Verschmelzung erfolgte vier Monate später. Um nämlich die steuerlichen Vorteile des Angliederungsverfahrens nicht in Frage zu stellen, mußte zwischen der Übertragung der Kommanditanteile an die GHH und der Auflösung der Kommanditgesellschaft Boecker & Co. mit anschließender Übertragung des Vermögens eine angemessene Zeitspanne liegen. Im November 1912 wurde die Angliederung dann auch in rechtlicher Hinsicht vollzogen. Das Drahtwerk Boecker & Comp. wurde zu einer Betriebsabteilung der Gutehoffnungshütte.

Trotz weitgehender Verschmelzung blieb ein gewisses Eigenleben des Gelsenkirchener Drahtwerkes — auch verwaltungstechnisch — erhalten. So schloß insbesondere die Eigenart des Drahtgeschäftes eine Verschmelzung der Verkaufsabteilungen aus. Leiter des Drahtwerkes blieb — bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1927 — Hermann Boecker. Ihm zur Seite standen seit 1906 Jakob Walther als technischer Direktor und seit 1903 Otto Wiebusch als kaufmännischer Direktor.

Bei seiner Eingliederung in die GHH zählte das Werk etwa 1000 Belegschaftsmitglieder, die Jahresproduktion betrug 50000 Tonnen. Den unmittelbaren Anlaß für den Erwerb des Werkes durch die GHH hatten die Verhältnisse im Walzdraht-Verband gegeben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie fast allgemein in ihrer Erzeugung eine Verschiebung vom Halbzeug zu den veredelten Walzwerksproduktionen vorgenommen. Mehrere Werke, die über Knüppelstraßen verfügten, griffen die Herstellung von Walzdraht auf, der zu der damaligen Zeit recht gut im Markt lag. Infolgedessen nahm die Erzeugung auf diesem Gebiet in den Jahren 1908/09 rapide zu und überstieg schließlich den Bedarf sogar ganz erheblich, wodurch der Walzdraht-Verband sich veranlaßt fühlte, Kontingentierungen festzusetzen. Die vom Verband vorgenommenen Kontingentierungen sowohl des Rohdrahtes wie der Verfeinerungserzeugnisse legten nun der Gutehoffnungshütte den Gedanken nahe, die Verfeinerung des Walzdrahtes selbst in die Hand zu nehmen, da nur so der Absatz der eigenen Walzdrahterzeugnisse gesichert und eine angemessene Beteiligung am Drahtverfeinerungsgeschäft erreicht werden konnte. Da der Errichtung eigener, neuer Produktionsbetriebe für diesen Zweck schwerwiegende Bedenken entgegenstanden, wurde beschlossen, Verbindung mit einem bereits bestehenden Werk der Drahtverfeinerung zu suchen.

Langjährige geschäftliche Beziehungen und die günstige Lage ließen das Drahtwerk Boecker & Comp. in Gelsenkirchen dafür besonders geeignet erscheinen. In einem Bericht aus dem Jahr 1913 heißt es: „Da das Hauptgebiet



Ein halbes Jahrhundert ging der erste Werksleiter, Wilhelm Boecker, seinem Nachfolger und Sohn Hermann im Tode voraus. Beide wurden in dieser Grabstätte auf dem Evangelischen Altstadtfriedhof an der Kirchstraße beigesetzt. Das Andenken dieser beiden für unser Gelsenkirchener Werk so sehr verdienten Werksleiter ist auch heute noch bei uns unvergessen und wird an ihrer Wirkungsstätte in Gelsenkirchen immer lebendig gehalten.

für den Inlandsabsatz an verfeinertem Draht östlich von Gelsenkirchen liegt und die Ausfuhr über Hamburg und Bremen erfolgt, entsteht durch den Versand von Knüppeln bzw. Walzdraht von Oberhausen nach Gelsenkirchen kein nennenswerter Frachtverlust." Erreicht wurde durch den Anschluß vor allem, daß der gesamte Walzdrahtbedarf des Werkes Gelsenkirchen dem Kontingent der Gutehoffnungshütte beim Walzdraht-Verband zugeschlagen wurde. In der 1935 erschienenen Festschrift „125 Jahre Geschichte der Gutehoffnungshütte" liest man über die in der Praxis sich abspielende Tätigkeit zwischen Oberhausen und Gelsenkirchen: „Wenn nun auch die tatsächliche Entwicklung sich so vollzog, daß Gelsenkirchen nicht so sehr Oberhausener Walzdraht, sondern vor allem Knüppel aus Oberhausen bezog, die es selbst auswalzte, so war doch wenigstens für Knüppel ein sicherer Abnehmer gewonnen."

Krupp Corporate Archives



Am HOAG-Seil ins Ski-Paradies



Es ist noch nicht lange her, da brachen Naturschutzvereine und passionierte Hochtouristen in Entrüstungsschreie aus, wenn irgendwo im Alpengebiet eine neue Seilbahn gebaut wurde. Das Landschaftsbild werde durch die Stützen und Seile verschandelt, meinten die einen. Ergänzend hielten die anderen die Befürchtung parat, daß es mit der majestätischen Einsamkeit und Stille der Alpengipfel vorbei sei, wenn nicht länger mehr nur einigen wenigen Kraxlern und Kletterern als Belohnung für einen mühevollen Aufstieg der Genuß ungetrübter Gipfelromantik vorbehalten bleibe, sondern mit Hilfe der Technik nunmehr auch dem Gros der Nicht-Alpinisten vergönnt sein werde, Bergriesen zu betreten.

Nun, die ahnungsschweren Mutmaßungen haben sich nicht erfüllt. Einmal paßt die große Mehrzahl der in den Alpen gebauten Luftseilbahnen sich harmonisch dem Landschaftscharakter an. Da, wo Stützpfeiler für die Seile montiert werden mußten, wurden sie gleich so konstruiert, daß sie kaum mehr störend wirken. Obendrein sind die Stützen in den letzten Jahren immer weiter auseinandergerückt; wenn überhaupt, dann findet man Stützpfeiler nur noch vereinzelt in großen Abständen. Die Elastizität und hohe Bruchfestigkeit der Drahtseile gestatten es den Erbauern von Luftseilbahnen, heute eminente Weiten ohne Zwischenstützen zu überspannen.

Zum anderen waren auch die Befürchtungen der alpinen Sportler und Bergsteiger umsonst. Ein Sightseeing-Rummel und lärmvoller Touristen-Klamauk à la Drachenfels hat sich auf den durch Seilbahnen erschlossenen Alpengipfeln nicht breitgemacht. Wer die Ruhe und Abgeschiedenheit der Bergwelt sucht, findet diese sogar in unmittelbarer Nähe von Seilbahnstationen. Und gerade den Sportlern — insbesondere Wintersportlern — haben Seilbahnen neue Möglichkeiten eröffnet. Die Skepsis gegenüber Luftseilbahnen, die aus sportlichen Gründen sich anfänglich zeigte, ist vollends gewichen. Im Gegenteil: Durch Seilbahnen, so beweist die Praxis, ist ein regelrechter Wintersport eigentlich erst richtig möglich geworden.

Ein Musterbeispiel dafür ist die vor etwa einem Jahrzehnt mit Gelsendraht-Seilen erbaute Luftseilbahn Gotschnagrat-Parsenn. Der Schweizer Ferienort Klosters im Kanton Graubünden, 1250 m hoch, am Wege hinauf nach Davos gelegen, hat durch diese Bahn erst seine Bedeutung als internationaler Wintersportort erlangt. Von Klosters aus erschließt die Seilbahn eines der schönsten Skigebiete der Welt: die Parsenn.

Kaum anderswo in den Alpen findet man idealere Wintersportmöglichkeiten, als dieses zwischen 2300 m und 2600 m

◀ **Während der Wintersportsaison herrscht Hochbetrieb auf der Luftseilbahn Gotschnagrat-Parsenn. An der Talstation in Klosters bildet sich oft eine lange Reihe von Menschen, die mit ihren Brettern hinauf wollen ins weiße Dorado der Skifahrer.**



Zurück bleibt Klosters und das Vereinatal. Am Drahtseil schwebt die Gondel dem Gotschnagrat entgegen. Etwa zehn Minuten dauert die Fahrt bis zur Bergstation, dem Ausgangspunkt für klassische Abfahrten und Skiwanderungen. ▶

Thyssen Krupp Corporate Archives

◀ **Seile aus Stahl führen ins Reich des Wintersports. Alle vier Minuten bringt eine Gondel 25 Menschen hinauf ins Parsenngebiet. Im Hintergrund die Graubündener Alpen mit der Silvrettagruppe, 3414 m, und den Plattenhörnern, 3221 m.**

inmitten von Gipfeln eingebettete Hochplateau zu bieten vermag. Ein wahres Dorado für Skifahrer: schneesicher und sonnig. Die klassisch schönen Abfahrten, markiert nach Schwierigkeitsgraden für weniger geübte Skifahrer und ausgesprochene Könner, genießen Weltruf unter den Wintersportlern.

Ohne die Seilbahn aber wäre die Parsenn von Klosters aus kaum zu erreichen. Es sei denn, man nähme einen überaus beschwerlichen Aufstieg auf sich, der wenigstens einen halben Tag dauern dürfte. So aber bringt die Seilbahn einen in wenigen Minuten hinauf in 2300 m Höhe, der Sonne entgegen, in einen herrlich g'spurigen Pulverschnee. Ausgeruht — unberührt von den Strapazen eines mühseligen Emporkletterns—kann man sich nun — völlig losgelöst — dem Erlebnis der verschneiten Bergwelt ringsum hingeben.

Man schnallt die Bretter unter, und frisch und munter genießt man den sportlichen Reiz der Abfahrt. Über Steilhänge und sanfte Bucket — ganz wie es der skifahrerischen Geschwindigkeit zuträglich, im Notfall hilft die „Backenbremse" — wedelt, schwingt, stemmt oder purzelt man talwärts. In brausender Schußfahrt oder vorsichtigem Vorwärtstasten mit angewinkelten Skispitzen, „Schneepflug" nennen das die Experten, gelangt man zurück an den Ausgangspunkt der Tour, an die Talstation der Seilbahn. Je nachdem welche Route man einschlägt, kann solch eine Abfahrt drei bis vier Stunden währen, immer bergab, ein Hochgefühl für jeden Skifahrer. Sie kann natürlich auch im Hospital enden; aber nur keine Angst, der Gips geht den Ärzten in Klosters zur Winterszeit nie aus. Und wie man hört, soll der Verbrauch recht beträchtlich sein.



▲ **2350 m hoch liegt die Bergstation auf dem Gotschnagrat. Von hier aus erschließt sich dem Wintersportler die Parsenn, eines der schönsten Skigebiete der Welt. Die einzigartigen Skiabfahrten im Gotschna-Parsenn-Gebiet genießen internationalen Ruf. Die Auswahl der Abfahrten bietet Fahrern aller Geschicklichkeitsgrade reiche Möglichkeiten. Die einwandfreie Markierung der Routen läßt selbst im meterhohen Schnee keine Verirrungen zu. Ferien in diesem Wintersportgebiet bleiben unvergeßlich.**



▲ **Hoch über verschneitem Tann: die Seilbahn. Darunter deuten Skispuren eine der Abfahrtsstrecken an. Durch den Bau der Seilbahn ist Klosters eigentlich erst zum Wintersportort geworden, der Jahr für Jahr immer wieder viele Urlauber anlockt.**

Alle vier Minuten bringt eine der Gondeln fünfundzwanzig Menschen hinauf auf den Gotschnagrat. Doch ist es nicht so, daß man hier oben über Menschen stolpert. In der Weite der Parsenn hat sich bald alles verlaufen.

Es ist auch nicht so, daß sogleich nach der Ankunft auf der Bergstation sich alle wie wild auf die Abfahrtspisten stürzen. Diesem Genuß kann man sich immer noch hingeben. Da ist Gelegenheit zu ausgedehnten Skiwanderungen, stundenlang kann man laufen, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen. Begleitet einzig und allein von dem Knirschen des Schnees unter den Brettern. Wer Lust und Ausdauer hat, der kann noch höher hinauf auf die 2834 m hohe Weißflut und von hier aus die Abfahrt beginnen. Oder auch rüber über den Kamm und dann hinunter nach Davos.

Hält man auf halbem Wege an, dann sieht man zwischen verschneitem Tann hin und wieder eine der Gondeln nach oben schweben, vollbesetzt mit Menschen in dicken Pullovern und bunten Anoraks, das Erlebnis der Abfahrt noch vor sich. Die talfahrenden Gondeln sind immer leer. Kein Wunder, denn wer wollte sich auch solch eine herrliche Abfahrtsstrecke entgehen lassen. Hand aufs Herz, für manch einen, der mit den Brettern noch nicht so richtig vertraut ist, steht am Anfang die Selbstüberwindung. Dem Ski-Neuling vorm Steilhang geht es wie dem Reiter, der zum erstenmal ein Hindernis vor sich sieht.

Eben dieses Erlebnis wird durch die Arbeit unserer Drahtwerker vielen Tausenden Menschen Jahr für Jahr aufs neue vermittelt. Am Anfang einer Wintersportsaison, in der sich wiederum ungezählte Menschen unseren Gelsenkirchener Seilen anvertrauen, sei einmal hieran erinnert. Drahtseilbahnen, das steht mittlerweile fest, sind dem sportlichen Gedanken nicht abträglich, viel eher haben sie unzähligen Wintersportlern zu echtem sportlichem Erleben verholfen. Und die Männer, Stahlarbeiter und besonders die Drahtwerker, die diese Erzeugnisse schufen? Es müßte sie mit Stolz erfüllen, ihre Seile in Aktion zu sehen. Aber ist dies eigentlich so unmöglich? Wintersport ist heute nicht mehr Angelegenheit einiger weniger. Winterurlaub ist ein Begriff, der mehr und mehr alle Bevölkerungsschichten erfaßt hat. Unter denen, die im Winter in die Berge fahren, befinden sich in zunehmendem Maße Arbeiter. Schließlich gilt ein Winterurlaub als besonders erholsam und nachhaltig wirkungsvoll. Merken wir also vor: Demnächst einmal Urlaub im Winter! Und dann vielleicht am HOAG-Seil hinauf zur Skiabfahrt. In diesem Sinne: Ski Heil!

So sind die Abfahrten in der Parsenn. Hier wird das Skifahren zu einem Erlebnis besonderer Art. Doch ohne die Seilbahn bliebe die Parsenn für die meisten Wintersportler unerreichbar. Im Hintergrund der 2561 m hohe Casana-Gipfel. ▶

Krupp Corporate Archives



Das Rad ist das »Ei des Kolumbus« in der Zivilisation

Von Dr.-Ing. Heinz Lehmann, Leiter unseres Preßwerkes

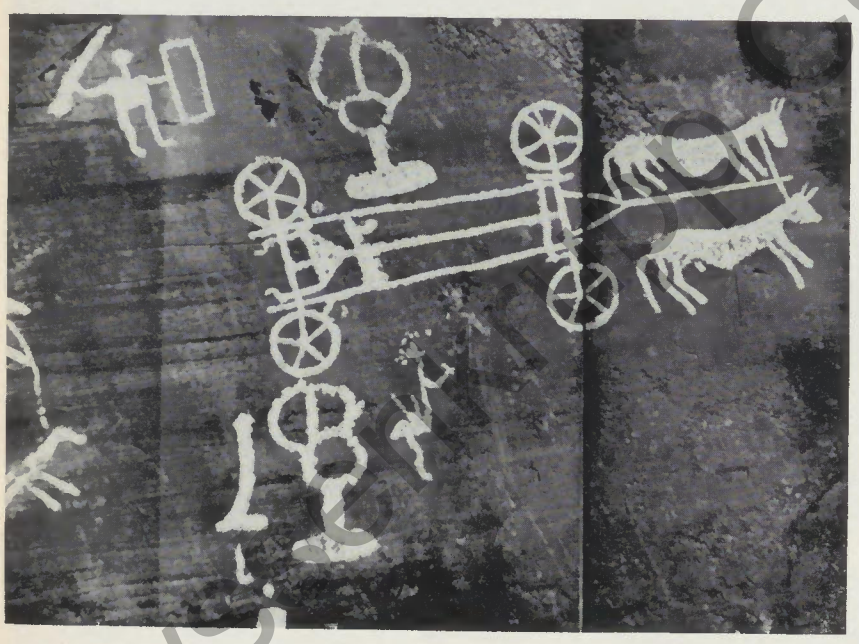
Wir erschauern so gern in Erstaunen und Bewunderung vor den großartigen neuzeitlichen Leistungen der Technik und vor den phantastischen Perspektiven, die sie einem steigenden Lebensstandard eröffnen. Dabei vergessen wir leicht, daß eine uns heute ganz einfach erscheinende Erfindung, das Rad, erst die rasante Entwicklung der Menschheit zur Massengesellschaft mit all den Möglichkeiten des schnellen Transportes, der schnellen Kommunikation und der Freimachung, Übertragung und Vervielfachung von Energie möglich gemacht hat. Das Rad ist — wenn man so will — selbst unter die Räder dieser stürmischen, von ihm selbst ausgelösten Entwicklung geraten, seine zentrale Bedeutung darin ist fast unkenntlich geworden. Gemessen an der Entdeckung beispielsweise der Atomenergie will uns die Erfindung des Rades als „kleiner Fisch" erscheinen. Und doch ist das Rad in der Geschichte des menschlichen Fortschritts das „Ei des Kolumbus" geblieben, der Grund- und Eckstein des komfortablen Gebäudes unserer Zivilisation.

Es lohnt sich, einmal über die Geschichte des Rades nachzudenken. Der Laie wird das kaum tun. Jedoch den Fachmann verlockt es, dieser Geschichte nachzuspüren bis zu den fernen Jahrtausenden, dorthin, wo man die Quellen des Rades vermutet und wo sie die bisherigen Ergebnisse archäologischer und kulturhistorischer Bemühungen einstweilen fixiert haben. Der Leiter unseres Preßwerkes, Dr.-Ing. Heinz Lehmann, hat seine durch die Lektüre zahlreicher Fachbücher erhärteten Überlegungen in einem technisch-kulturhistorischen Vortrag zusammengefaßt, den er im November vergangenen Jahres auf dem Eisenhüttentag 1961 hielt. Diese außerordentlich interessante Betrachtung von Dr.-Ing. Lehmann machen wir zur Grundlage des folgenden Aufsatzes.

Kennt man das Rad aus seinen Uranfängen und aus seiner Frühgeschichte nur von spärlichen archäologischen Funden und von zahlreicheren Darstellungen in der Kunst, so ist es begreiflich, daß Dr. Lehmann dieser darstellenden Kunst einen besonders breiten Raum widmen mußte. Er gibt dann auch einen Einblick in die Tatsache, daß das Rad als Sonnensymbol, als Zeichen des Glücks und der Unendlichkeit in den alten Religionen und schließlich auch in den Kunstformen des Christentums Ausdruck gefunden hat.



▲ Aus dem 5. bis 4. vorchristlichen Jahrhundert stammt dieser iranische Streitwagen. Die Assyrer kannten also schon das vollausgebildete Rad mit Radkranz, Speichen, Nabe und Achse. Zwar hatte der Radkranz noch keinen Reifen, jedoch Beschläge, die ihn befestigten.



▲ Dieses Felsbild aus den Alpenabhängen in Norditalien wurde im 10. bis 9. Jahrhundert vor Christus gezeichnet. Weit vor Raum gab es in Mitteleuropa also schon Wagen mit Deichsel. Bild oben links: Die Wagen des Assur-Nasirpal (883—859) aus Kalchru bei Ninive.



◀ Auch die „Löwenjagd" von Aslan Tepe bei Malatia (jetzt Archäol. Museum Ankara) zeigt schon das Rad unter einem Gebrauchswagen (10. Jahrhundert vor Christus.)

Über die Entstehung des Rades sind die Gelehrten verschiedener Meinung. Die Techniker neigen zu der Ansicht, das Rundholz, welches als Rolle schweren Lasten untergelegt worden sei, sei der Ahnherr des Rades. Demgegenüber behaupten andere, kleine durchbohrte Scheiben, so wie sie zum Spinnen als Spinnwirbel benutzt wurden, seien der Anfang gewesen. So entsteht die Frage, ob man in jener frühen Vergangenheit, in der das Rad entstanden sein muß, bereits derartige Lasten bewegt hat und ob die ersten auf diesem Wege entstandenen Fahrzeuge die erforderliche Tragfähigkeit besessen haben.

Die Vorstellung, daß das Rad aus dem Rundholz entstanden sei, führt zu der Annahme, daß die Entwicklung des Rades in seinen Uranfängen an verschiedenen Orten und unabhängig voneinander vor sich gegangen ist. Jedoch so verbreitet das Radkreuz auch als Ornament und Symbol in aller Welt ist, so hat man doch — wie man bisher weiß — in Amerika den Wagen mit Rädern vor der Entdeckung durch die Europäer (1492) nicht gekannt. Bei den archäologischen Funden der altmexikanischen und Vor-Inkakulturen wurden noch keine Darstellungen von Rad und Wagen festgestellt. Und doch sind gerade hier nachweislich schwere Lasten bewegt worden. So deuten alle Anzeichen darauf hin, daß der Wagen ursprünglich nur in der alten Welt eine beschränkte Verbreitung gehabt hat und daß die Erfindung des Rades nur einmal

Thyssen Krupp Corporate Archives



▲ Auf den Straßen des Römischen Weltreiches fuhren gedeckte vierrädrige Reisewagen mit sechsspeichigen Rädern. Dieses Flachrelief ist in der Kirche von Mariasaal in Kärnten zu sehen.

und an einer Stelle gemacht wurde. Wo ist diese Stelle? Fragen wir die Archäologen.

Im Jahre 1922 wurde bei den Ausgrabungen der alten mesopotamischen Königsstadt Ur (350 km südlich von Bagdad) ein Friedhof der Könige der Sumerer freigelegt, dessen Gräber etwa in der Zeit von 2800 bis 2600 vor Christus belegt wurden. Neben vielen anderen Dingen des täglichen Lebens wurden hier Deichselaufsätze, Zügelringe und andere Gegenstände der Wagenausrüstung gefunden, sodann ein Mosaik aus Muscheln, Lapislazuli und rotem Kalkstein, die sogenannte Mosaikstandarte von Ur, welche die älteste bis heute bekannte Darstellung eines Rades zeigt. Das Rad an einem Nutzfahrzeug ist hier schon soweit entwickelt, daß man seine Verwendung im Kult und an Jagd- und Kampfwagen noch weit früher ansetzen muß.

Es wird denn auch vermutet, daß das Rad als Werkzeug zur Fortbewegung durch die Nachahmung des Laufes der als Gott verehrten Sonne am Himmel entstanden ist. So taucht es in den einander folgenden vorderasiatischen Kulturepochen zunächst in den zum Kult gebrauchten Götterwagen, dann unter den Wagen des Herrschers und der Vornehmen auf Jagd- und Kriegszügen auf, bevor es einfachen Nutzfahrzeugen zur Fortbewegung dient.

Ost-West-Bewegung

Nach den bisher vorliegenden Forschungsergebnissen hat die Ausbreitung des Rades eine Ost-West-Bewegung gemacht von den Sumerern über die Assyrer und Phönizier zu den Ägyptern. Das ist die Bewegungsrichtung der vorderasiatischen Kulturen überhaupt, die über Persien und Ägypten ihren Anschluß später an die mittelmeerisch-europäischen Kulturkreise fanden. Griechenland und Rom haben dann, wie zahlreiche Funde und Zeugnisse aus Literatur und Kunst rings um das Mittelmeer erweisen, das Rad in vielfacher Beziehung im praktischen und im kultischen Leben angewandt.

Den alten Völkern galt das Rad als Zeichen der Sonne, der Ewigkeit und des Glücks. Schon die Grabanlagen der jüngeren Steinzeit wurden mit Radornamenten geschmückt. In den Anfängen des Christentums finden wir auf Grabsteinen und Sarkophagen das Rad als Sinnbild des Göttlichen, Unendlichen und der allesumschließenden Liebe. Das griechische Christusmonogramm erscheint schon in frühesten Darstellungen in einem Radkranz.

Religion und Kunst

Im Mittelalter, als die große Masse der Gläubigen nicht lesen und schreiben konnte, verlieh man den Kirchenbauten auch äußerlich Aussagekraft, indem man sie mit Symbolen schmückte. So erscheinen dann zum Schutz gegen die aus dem Westen andrängenden Dämonen und Mächte der Finsternis an den Westgiebeln der nach Osten ausgerichteten Kirchen die ersten Radfenster, die in romanischer Zeit architektonische, steinerne Nachbildungen von wirklichen Rädern mit Radkranz, Speichen und Nabe sind. Berühmte Beispiele dafür sind die Dome in Münster in Westfalen, Worms, Limburg an der Lahn, Chartres und die Liebfrauenkirche in Andernach.

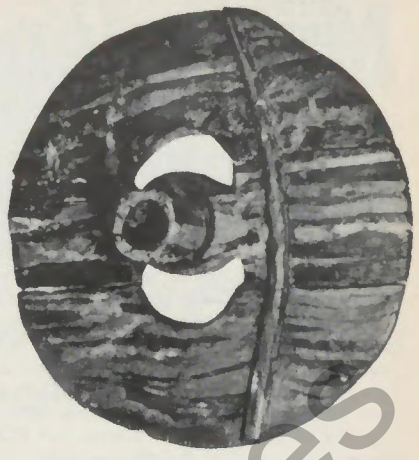
Die Gotik verfeinerte die architektonischen Teile dieser Radfenster zu dünnstem Strebewerk und füllte es mit farbigem Glas zu den herrlichen riesigen Rosetten, die wir heute noch an so vielen französischen und mittelitalienischen Kathedralen, aber auch an vielen süddeutschen Kirchen, bewundern. Das Rad als Zeichen der Auferstehung und als Siegessymbol über den Tod erscheint bereits im Mittelalter als Gloriole des Gekreuzigten in der Vierung normannischer Grabkreuze, von denen heute noch die alten Friedhöfe in der Normandie und in Südengland voll sind.

Doch bleiben wir bei der praktischen Nutzanwendung des Rades. Nachdem es als Fortbewegungsmittel für Karren und Wagen einmal erfunden war, hat es in Form und Anbringung kaum noch Wandlungen durchgemacht. Bis in die Neuzeit hinein waren die Räder aus Holz. Zwar waren sie je nach der Last, die sie zu befördern hatten, mit eisernen, bronzenen oder silbernen Beschlägen armiert, wie an den schweren Geschützwagen des Mittelalters, aber es blieb bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts doch im wesentlichen bei der hölzernen Ausführung.

Die Erz- und Kohlenbergwerke in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten den ersten Bedarf für metallene Räder, und so rüsteten erstmalig Eisengießereien die Hundewagen der Bergwerke mit gußeisernen Rädern aus, die zuerst ohne Spurkranz auf hölzernen Balken, später auf Schienen laufen. Damit war fast ein Jahrhundert, bevor die erste Eisenbahn fuhr, das Eisenbahnrad geboren. Auch das nun beginnende Zeitalter der Maschinen forderte in immer stärkerem Maße das eiserne Rad, das in vielen Verwendungsvarianten eine rasante Entwicklung erlebte.

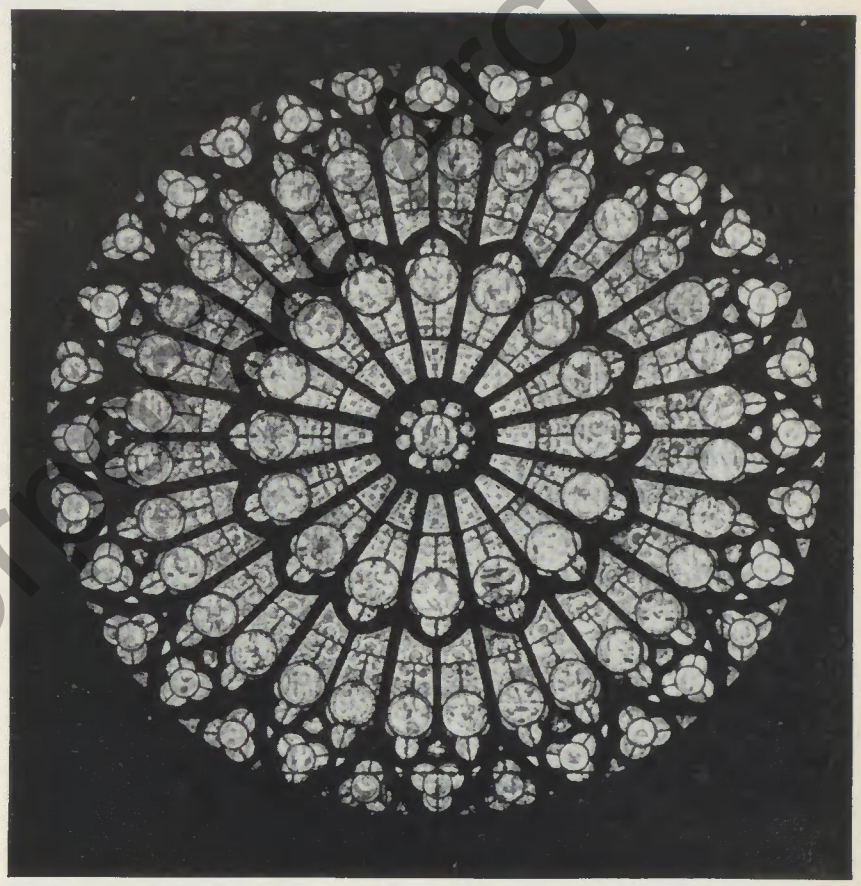
Räder aus Oberhausen

Unser Werk stand mit am Anfang dieser Entwicklung, denn schon in einem alten Auftragsbuch der Antoniehütte in Sterkrade aus dem Jahre 1810 finden wir Lieferungen gußeiserner Hunderäder, die nach Katalog mit und ohne Spurkranz geliefert wurden. So ist unser Radreifenwalzwerk ein legitimer Nachfahre dieses in Oberhausen nunmehr seit 150 Jahren blühenden Industriezweiges, der mithilft, das alte und sich in unserer Zeit zum Lebensproblem Nummer Eins auswachsende Problem Transport und Verkehr zu lösen.



▲ Das älteste in Deutschland gefundene Rad ist diese Holzscheibe, die vermutlich im Jahre 1000 vor Chr. im Gebrauch war.

▼ Die Gotik schmückte die Kirchen mit großartigen Radfenstern. Hier das des Querhauses der Kathedrale von Paris.





Eine der ältesten Darstellungen des Rades entdeckte man auf der „Mosaikstandarte" in den Königsgräbern von Ur. Sie stammt aus der Zeit um 2800 vor Chr. ▶

Industriekultur Archives

Müngstener Brücke - Superlativ aus Stahl

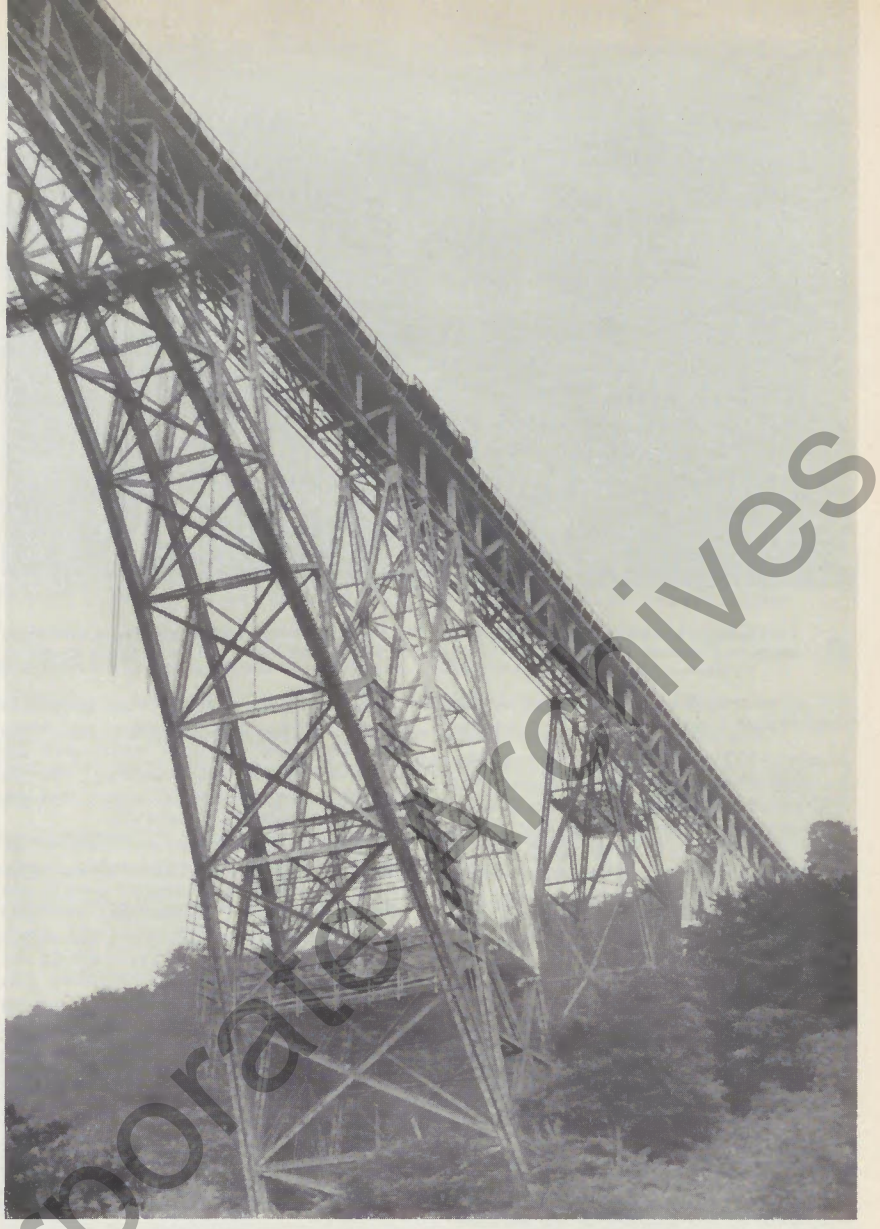
Oberhausener Stahl ist so schnell nicht pensionsreif, auch wenn er Wind und Wetter ausgesetzt ist und mit 65 Jahren ein Alter erreicht, welches man im Arbeitsleben die „Altersgrenze" nennt. Die weltbekannte Müngstener Brücke, welche die Eisenbahnlinie Remscheid-Düsseldorf in einer Höhe von 107 Meter und einer Länge von 525 Metern über das Tal der Wupper leitet, ist der beste Beweis dafür.

Es ist nicht übertrieben: Zu den großen technischen Wunderwerken, mit denen das Zeitalter des Stahlbaus sich kurz vor der Jahrhundertwende manifestierte, zählte damals schon und zählt auch heute noch die Müngstener Brücke. Was der Eiffelturm für Paris und Frankreich ist, das ist die Müngstener Brücke für Deutschland: Eine Summe der Superlative auf dem Gebiete der Stahlkonstruktionen. Ja, auf dem Spezialgebiet der stählernen Brücken kann die Müngstener Brücke bis heute ihre Spitzenstellung in ganz Europa stolz behaupten.

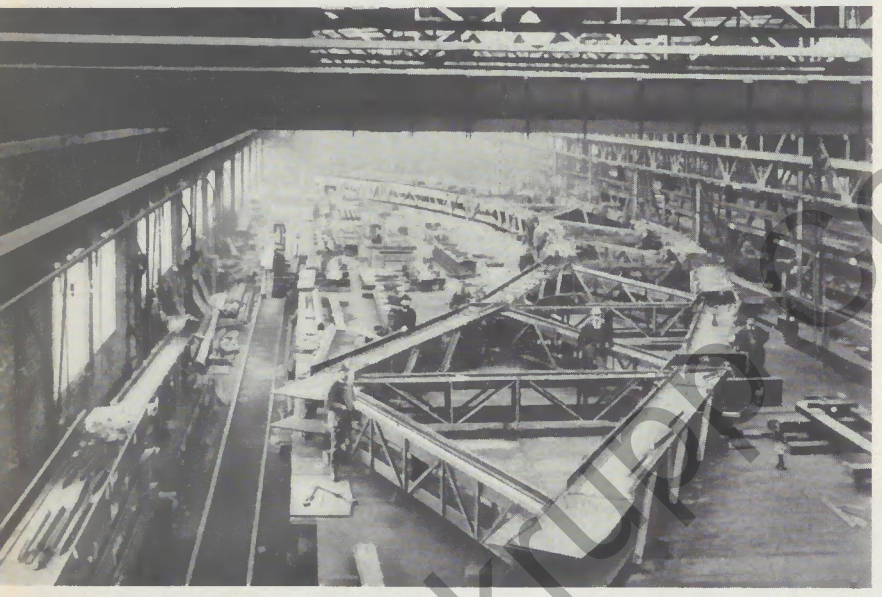
Kein Wunder darum, wenn das Bergische Land diese Riesenbrücke neben dem Altenberger Dom, Schloß Burg und der Wuppertaler Schwebebahn (übrigens auch eine Einmaligkeit aus Stahl!) stolz zu seinen Hauptattraktionen zählt, wenn alljährlich Zehntausende Touristen aus dem In- und Ausland in das romantische Waldtal der Wupper strömen, um das stählerne Gigantenwerk zu bestauenn. Wer zählt die vielen Kilometer Film, die hier schon verknipst wurden, wenn gerade, spielzeughaft klein, ein Eisenbahnzug in schwindelnder Höhe den schlanken Stahlleib der Brücke erdröhnen ließ? Die Müngstener Brücke ernährt eine ganze Andenken- und Kitsch-Industrie und findet sich in bunten Leuchtfarben gestickt und gedruckt auf hunderttausend Sofakissen, auf Halstüchern, Kopfbedeckungen, Bierseideln und Senftöpfen, geprägt und gemalt auf Brieftaschen, Geldbörsen und anderen Dingen, die zu nichts nütze sind.

„Der Mann ist verrückt!" So sagten selbst die Fachleute Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ein Elberfelder Baurat vorschlug, diese Brücke zu bauen. Aber man mußte sich schon etwas Besonderes einfallen lassen, um die beiden Schwesterstädte Remscheid und Solingen und ihre weltweite Stahlindustrie (Werkzeuge und Schneidwaren) miteinander über den tiefen und breiten Graben der Wupper hinweg zu verbinden und an das Eisenbahnnetz an Rhein und Ruhr anzuschließen. Die Pläne fanden schließlich doch Gehör und Anerkennung, und die MAN bekam den Auftrag, das große Werk durchzuführen. Oberhausen lieferte die rund 5000 t Stahlträger, die in dreijähriger Bauzeit mit zwei Millionen Nieten zu einem Bauwerk montiert wurden, welches damals die Presse der ganzen Welt spaltenlang beschäftigte. Ja, diese Konstruktion war so revolutionierend, daß sie zu einer Zeit, als noch nicht einmal der Grundstein gelegt war, schon universales Aufsehen erregte, nämlich 1893, als die Pläne und Zeichnungen zur Müngstener Brücke auf der Weltausstellung in Chikago gezeigt wurden. Es war ein kühnes Unterfangen, in der Tat! Auf den Bergen an beiden Seiten der Wupper fing man gleichzeitig an, die Brücke zu bauen. Auch der Riesenbogen, der mit einem weiten Schritt von 170 m Spannweite das Tal überspannt und oben, in 107 m Höhe, die 525 m lange Gleisbrücke trägt, begann von beiden Wupperufern her zu wachsen. Millimetergenau trafen sich die beiden Bogenhälften schließlich dort oben. Als Mitte Juli 1897 die Brücke vollendet war, wurde dieses Ereignis nicht nur im stillen Tal der Wupper und in den Städten Remscheid und Solingen sondern in der ganzen Welt als eine erstrangige technische Leistung gefeiert.

Sie hat allen Wettern und Stürmen der vergangenen 65 Jahre getrotzt, die Müngstener Brücke. Allergrößte Gefahr drohte ihr in den letzten Stunden des vergangenen Weltkrieges. In die Fundamente ihrer Pfeiler waren die Sprengladungen bereits eingebaut. Während aber ringsum im Lande



Mit einem mächtigen, eleganten Schritt übersteigt die Müngstener Brücke das Tal der Wupper. Hier schuf die Technik aus Stahl ein Bauwerk, welches die Schönheit der Natur nur noch unterstreicht und selbst „schön" ist. Die Brücke ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.



In den Werkshallen der MAN wurde der 170 m weite Mittelbogen der Brücke vormontiert, dann wieder zerlegt und hoch über dem Tal der Wupper endgültig zusammengebaut. Die Bauzeit betrug drei Jahre.

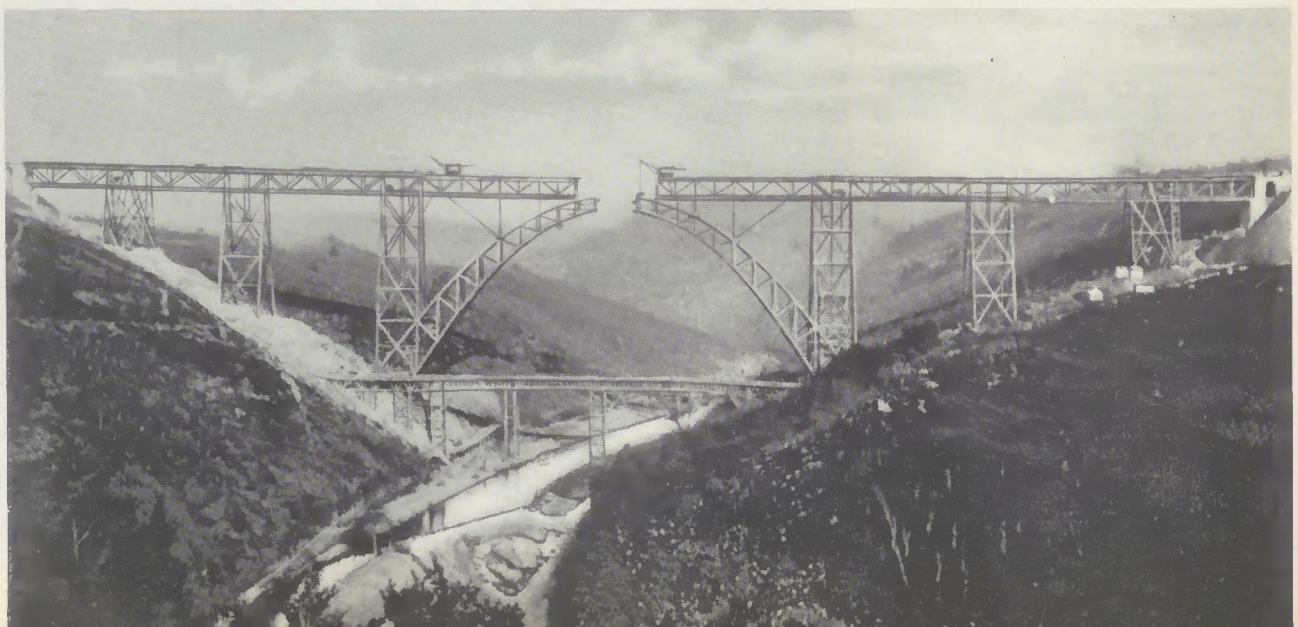


Mut und Kühnheit der Bauarbeiter waren bewundernswert. Nicht angeseilt stellten sie sich in 107 m Höhe auf dem halbvollendeten Bauwerk dem Fotografen. In der Selbstmordchronik spielt die Brücke noch keine Rolle.

große, kleine und allerkleinste Brückenbauwerke in die Luft flogen, um den unaufhaltsamen Vormarsch der alliierten Armeen zu stoppen, fand sich niemand, der den zweifelhaften Mut gehabt hätte, Hand an den Müngstener Riesen zu legen. So blieb die Brücke als ein Wahrzeichen der Stahlbaukunst erhalten und verhinderte es, daß das industriereiche innere bergische Land auf lange Zeit hinaus völlig lahmgelegt wurde.

Mit 65 Jahren alt und grau? Beileibe nicht! Nicht einmal Rost hat die Brücke angesetzt. Von Zeit zu Zeit erhält sie einen Schutzanzug aus Farbe, die in rund 25 Lastwagenladungen herbeigeschafft werden muß. Es dauert dann Monate, bis die 75000 Quadratmeter Stahloberfläche und das feine Filigran der Streben und Träger angestrichen sind.

Ästheten und romantische Schöngeister mögen über die Entstehungsstätte des Stahls, über die graue und harte Welt der Hochöfen, Stahl- und Walzwerke lästern soviel sie mögen; die Müngstener Brücke ist ein grandioser Beweis dafür, wie Landschaft, Natur und Technik eine harmonische Ehe eingehen können. Das Tal der Wupper bei Müngsten ist jedenfalls durch Oberhausener Stahl noch schöner geworden!



Kurz vor der Vollendung war die Müngstener Brücke, die von beiden Seiten gleichzeitig über das Wuppertal vorgetrieben wurde, hoch über die auch schon respektable Behelfsmontagebrücke hinausgewachsen.

Thyssenkrupp Corporate Archives

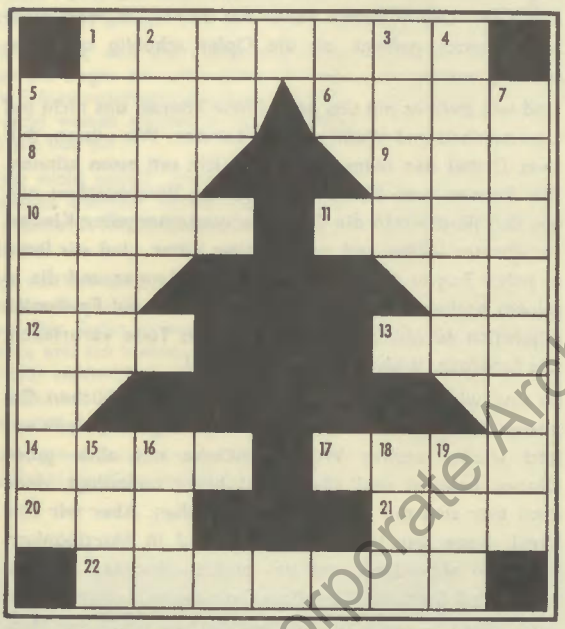
Köpfchen, Köpfchen

HÜTTENMANN GESUCHT!

Von den untenstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß neue, sinnvolle Wörter entstehen. Der Reihe nach gelesen ergeben die neuen Austauschbuchstaben eine beschäftigungsgemäße Bezeichnung für einen Hüttenarbeiter.

Leder — Elke — Nacken — Herr — Karte — Linde — Marie — Tasche — Weste — Laute — Liese.

KREUZWORTRÄTSEL

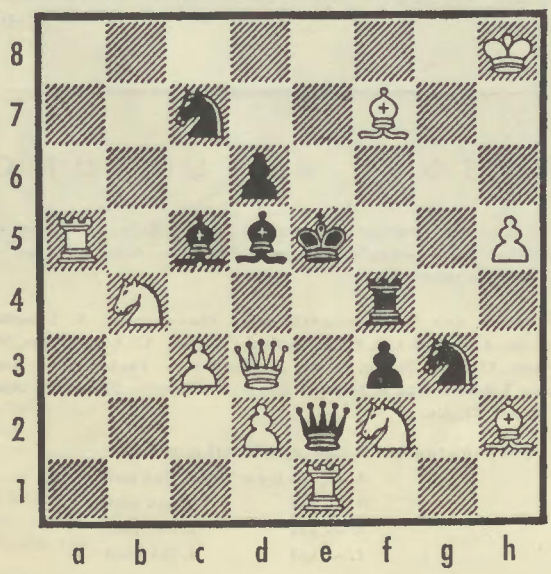


Waagerecht: 1. Christbaumschmuck, 5. Hast, 6. Meeressäugetiere, 8. Ferment, 9. Meeresbucht, 10. Stammvater eines Riesengeschlechtes, 11. Schließfrucht, 12. Sammlung von Aussprüchen, 13. griechischer Waldgott, 14. Hafenstadt in Nordafrika, 17. kraterförmige Senke, 20. selten, 21. Nebenfluß des Inns, 22. finnische Großstadt.

Senkrecht: 1. Schlingpflanzen, 2. spanischer Feldherr und Statthalter in den Niederlanden (16. Jahrh.), 3. unantastbar, 4. Staat der USA, 5. Förderwerk, 7. verhüttbares Mineral, 15. Beamtentitel, 16. Papagei mit sehr großem Schnabel, 18. Wappentier, 19. englisches Bier.

SCHACHAUFGABE

Gestellt von Gerhard Lindemann, Walzwerk-Zurichterei



thyssenkrupp Corporate Archives

Wir haben kein Alibi

„Ei, da sollen die Leute doch Kuchen essen!" So soll die Königin Marie-Antoinette erstaunt ausgerufen haben, als sie auf ihre Frage, was denn die aufgebrachte Menge von Männern, Frauen und Kindern vor dem Versailler Schloß eigentlich wolle, von einem Lakaien die Antwort erhielt: „Madame, die Leute haben kein Brot!"

Man weiß es heute nicht mehr so recht, ob die Königin so frivol war, der Armut ihrer Untertanen zynisch zu spotten oder ob ihr Ausruf mit der Weltfremdheit einer verwöhnten Monarchin, die die wirklichen Zustände in ihrem Lande nicht kennt, zu entschuldigen ist. Jedenfalls verlor die Königin im Sturm der Revolution, zu der die geschilderte Begebenheit eine Art Vorspiel war, unter der Guillotine den Kopf. Das entfachte Feuer hat damals in Frankreich nicht danach gefragt, ob die Opfer schuldig oder unschuldig waren.

Und wie steht es mit uns heute? Wir können uns nicht auf Unwissenheit und Weltfremdheit berufen. Wir wissen, daß zwei Drittel der Menschheit sich nicht satt essen können. Wir kennen vom Bildschirm, aus der Wochenschau und aus den Illustrierten die Gesichter ausgemergelter Kinder, verhärmter Mütter und verzweifelter Väter. Und wir lesen es jeden Tag in der Zeitung, daß der Hunger und die in seinem Kielwasser segelnden Krankheiten und Epidemien alljährlich 40 Millionen Menschen zum Tode verurteilen. Die Ignoranz ist also kein Alibi für uns!

So sind wir also frivol, wenn wir uns den leiblichen Genüssen des guten Essens und Trinkens hingeben, wenn wir jetzt wieder unsere Weihnachtstische mit allen guten Dingen beladen und überladen! Nicht unbedingt, denn auch hier sind die Dinge relativ zu sehen. Aber wir sind frivol, wenn wir in Marzipanbrot und in Marzipankartöffelchen schwelgen und uns einfach darüber hinwegsetzen, daß Brot und Kartoffeln Grundnahrungsmittel sind, nach denen — auch zu Weihnachten! — unzählige Menschen vergeblich ihre Hände ausstrecken!

Gewiß, der Hunger wohnt in Wirtschaftswunderzeiten nicht mehr gleich nebenan, und Indien ist fern und Hongkong liegt noch weiter. Aber die Hungergebiete sind nicht „aus der Welt". Es gibt Kirchen und karitative Verbände, die gerade in diesen Tagen der Fülle und des Reichtums dafür sorgen wollen, daß unsere Gaben — von Opfer kann man wohl nicht sprechen, denn wir geben (wenn wir geben) ja nur aus unserem Überfluß! — in leere Hände kommen und leere Mägen füllen.

Wer sich dem leidenden Mitmenschen nicht versagt, der schafft eine bessere Voraussetzung für ein frohes Weihnachtsfest als derjenige, der eine vollautomatische Krippe unter den Lichterbaum setzt und in Weihnachtsstimmung macht. Alles andere geht an der bethlehemischen Botschaft vorbei.

KHM

thyssenkrupp Corporate Archives

RÄTSEL-AUFLÖSUNG

Lösung Hüttenmann gesucht!: Leser — Ecke — Nachen — Heer — Karre — Lende — Marne — Masche — Aeste — Laune — Linse = Scherenmann.

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Lametta, 5. Eile, 6. Wale, 8. Lab, 9. Bai, 10. Enak, 11. Nuss, 12. Ana, 13. Pan, 14. Oran, 17. Maar, 20. rar, 21. Alz, 22. Tampere. — Senkrecht: 1. Lianen, 2. Alba, 3. tabu, 4. Alaska, 5. Elevator, 7. Eisenerz, 15. Rat, 16. Ara, 18. Aar, 19. Ale.

Schachaufgabe: 1. Dg6! droht 2. Sd3 matt

1. —, Te4 (oder Td4) 2. Dg5 matt
1. —, Se4 2. Sg4 matt
1. —, Le4 2. d4 matt
1. —, Le3 2. Sc6 matt

FÜR UNSERE KINDER:



Der Fuchs und die Taufgesellschaft

Siedler aus Nordeuropa brachten dieses Märchen nach Amerika

Eines Tages trottete Bruder Bär den Berghang hinunter, um sich ein Fäßchen Schweineschmalz zu kaufen. Er begegnete dem Bruder Fuchs, der wissen wollte, wohin Meister Pelzpfote ging.

Der Bär wußte, daß der Fuchs sehr listig war, darum sagte er: „Ich gehe mir ein bißchen Schweineschmalz kaufen; und falls du es nicht wissen solltest — ich brauche keine Hilfe von dir!"

„Was du nicht sagst!" meinte der Fuchs. „Ein kleines bißchen Schweineschmalz ist soviel wie nichts für einen großen, schwarzen Bären."

„Es wird reichen bis zum nächstenmal", erwiderte der Bär und ging den Weg weiter, während der Fuchs neben ihm hertrottete. Sie waren erst ein kleines Stück gegangen, als der Bär stehenblieb und sagte: „Bruder Fuchs, möchtest du in meinem Ohr nachschauen, was da immerfort klappert?"

Der Fuchs erhob sich auf seine Zehenspitzen und guckte in das Ohr des Bären. „Ich kann nichts anderes sehen als Ohrenschmalz." „Ohrenschmalz klappert doch nicht", brummte der Bär, und sie gingen weiter. Die beiden waren erst ein kleines Stück gegangen, als Meister Pelzpfote wieder stehenblieb. „Bruder Fuchs", bat er, „bitte schau in mein anderes Ohr! Dieses Geklapper macht mich bald verrückt."

Der Fuchs erhob sich auf die Zehenspitzen und schaute in das andere Ohr des Bären. „Ich sehe gar nichts", sagte er, und sie gingen weiter.

Drüben, wo die Straße gerade weiterführte, blieb der Bär ein drittesmal stehen. „Dieses Geklapper wird immer lauter", klagte er. „Es ist schon so laut, daß ich nichts anderes hören kann. Hörst du es nicht auch klappern, Bruder Fuchs?"

Der Fuchs hob lauschend seinen Kopf und meinte: „Oh, das Geklapper? Das kommt von den Geldstücken in meiner Tasche. Als ich dir begegnete, war ich gerade vom Berg heruntergekommen, um mir ein Faß Schweineschmalz zu kaufen."

*

Der Bär wunderte sich, woher wohl der alte Schlauäugler das viele Geld für ein ganzes Faß Schweineschmalz bekommen habe.

Der Fuchs und der Bär gingen weiter den Berg hinunter. Meister Pelzpfote schritt weich und gewichtig aus, und Herr Schlauauge tanzte herum, damit er seine Geldstücke zum Klimpern brachte. Der Bär dachte immer an das Faß Schweineschmalz, und je mehr er überlegte, desto neugieriger wurde er, ob dieses spitznasige, dünne, kleine Gestell, das neben ihm herlief, tatsächlich so schlau sei, wie die Leute behaupteten.

*

Als die Stadt in Sicht kam, liebte der Bär den Fuchs schon wie einen Bruder.

„Schau!" rief der Bär, indem er wieder stehenblieb, „mir fällt gerade etwas ein. Wenn wir unser Geld zusammenlegen wollten, würde es zweimal so weit reichen, und wir könnten uns ungeheuer viel Schweineschmalz kaufen."

„Einverstanden", erklärte der Fuchs, und sie gingen in den erstbesten Laden.

Aber als der Fuchs sein Geld auf den Tisch legte, waren es bloß Kupferpfennige. Der Bär wurde wütend. Hätte ihn nicht sein Vater vor längerer Zeit gelehrt, daß ein Bär niemals eine Abmachung widerrufe, so hätte er sein eigenes Geld jetzt nicht auf den Tisch gelegt. Aber es blieb ihm keine andere Wahl. Er gab dem Kaufmann seine Münzen; der Kaufmann zählte das Geld genau, und es reichte knapp, um einen kleinen Eimer Schweineschmalz zu kaufen.

*

Während des ganzen Heimwegs brütete der Bär über einem Plan, wie er Herrn Schlauauge ebenfalls überlisten könnte. Schließlich rief er: „Fuchs, ich muß dir etwas sagen! Ich finde, es ist zu heiß für Schweineschmalz. Wollen wir es nicht für Weihnachten aufsparen, wenn es schön hart geworden sein wird?"

Er hatte gehofft, daß den Fuchs das lange Warten bis später ermüden und er sich von selbst davonmachen würde.

Der Fuchs aber meinte, es mache ihm nichts aus, auf seine Mahlzeit zu warten; so versteckten sie gemeinsam das Schweineschmalz in einer Höhle. Dann legten sie sich zum Schlafen nieder.

*

Nachdem sie eine Weile geschlafen hatten, erwachte der Fuchs, grinste, schlich sich an den Eimer heran, tauchte seine Schnauze in das Schweineschmalz und verschlang einen großen Klumpen davon.

Als Meister Pelzpfote aufwachte, fragte er den Fuchs: „Wo bist du gewesen?" Denn er fand, daß sein Freund um den Bauch sehr dick aussah.

„Ha! Ob du es glaubst oder nicht: Ich war zu einer Taufgesellschaft eingeladen."

„Taufgesellschaft?" staunte der Bär. „Wie heißt das Kind?"

„Soeben-begonnen", antwortete der Fuchs und warf sich ins Gras, um sein Schläfchen zu beenden.

Der Bär gähnte, drehte sich um und schnarchte gleich weiter. Aber der Fuchs schloß seine Augen nicht. Sobald er den Bären schnarchen hörte, sprang er auf und rannte zu dem Schmalzeimer. Diesmal tauchte er nicht nur die Schnauze, sondern auch die Pfoten in das Schweineschmalz und schaufelte ein großes Stück heraus.

*

Bald wachte der Bär auf und fragte wieder: „Wo bist du diesmal gewesen? Du schaust fetter aus als je zuvor!"

Der Fuchs grinste und sagte: „Du wirst es nicht glauben, daß es in einer Nacht so viele Taufen geben kann. Aber ich war zu einer zweiten eingeladen, oben auf dem Hügel; und sie fütterten mich mit Stachelbeerkuchen, bis ich beinahe platzte."

„Und wie heißt das Kind?" fragte der Bär mißtrauisch.

„Oh, es hat einen ebenso komischen Namen wie das erste", antwortete der Fuchs. „Es heißt Halbleer." Und er warf sich nieder und tat, als ob er schlafen wollte.

*

Sobald der Bär wieder zu schnarchen begann, rannte der Fuchs zum Schmalzeimer und schleckte ihn leer. Diesmal erwachte der Bär ganz plötzlich und stand mit zornig wackelndem Kopf da.

„Nun? Wo bist du gewesen? Erzähle mir nichts von einer weiteren Taufe; ich würde es dir nicht glauben!"

„Aber genau dort bin ich gewesen", beteuerte der Fuchs scheinheilig. „Diesmal drunten im Tal, und du wirst es nicht glauben: Es gab Johannisbrot und noch eine Menge guter Sachen und das süßeste Pökelfleisch, das ich je gegessen habe."

„Und wie heißt...", begann der Bär; aber der Fuchs bellte dazwischen: „Den-Boden-gekratzt!", noch bevor der Bär die Frage nach dem Namen des Kindes beenden konnte.

„Jetzt hör mir zu!" sprach der Bär. „Ich glaube dir kein Wort. Ich glaube dir nicht, daß du auch nur bei einer einzigen Taufe gewesen bist, gar nicht zu reden von dreien. Ich glaube vielmehr, du bist hinübergeschlichen, um das Schweineschmalz zu kosten!"

Der Fuchs machte ein langes Gesicht und erwiderte entrüstet: „Wie kannst du so von mir denken! Wenn du mir nicht nahestündest wie ein Bruder, würde ich dich jetzt in zwei Stücke zerbeißen."

„Dann zeige mir den Schmalzeimer!" verlangte der Bär.

„Gerne!" antwortete der Fuchs und hüpfte zu dem Versteck; plötzlich stieß er mit dem Fuß gegen den leeren Eimer, rollte ihn herum und schrie in höchsten Tönen: „Dieb! Dieb! Du hast das Schweineschmalz gestohlen, während ich bei den Taufgesellschaften war!"

„Nicht ich!" grollte der Bär. „Es gab keine Taufgesellschaften, daher warst du auch nicht fort."

*

In diesem Augenblick meldete sich die Eule aus der Ecke der Höhle, wo sie die ganze Nacht gesessen und den Fuchs beobachtet hatte.

„Ich weiß, wie dieser Streit beizulegen ist", erklärte sie. „Ihr beide geht hinaus auf den Hügel und legt euch schlafen. Wenn die Sonne heraufkommt, wird sie das Fett auf dem Bart des Diebes zum Schmelzen bringen, und wir werden ihn an seiner fetten Schnauze erkennen."





So gingen der Bär und der Fuchs hinaus auf den Hügel, um zu schlafen. Sobald der Fuchs sicher war, daß der Bär fest schlief, reinigte er seinen Bart, bis nicht eine Spur von Schmalz mehr daran hing. Dann schloß auch er seine Augen.

Mittlerweile fand die Eule ein kleines Stückchen Fett auf dem Boden der Höhle und trug es zum Hügel hin. Sie schmierte es behutsam auf den Bart des Fuchses. Dann ließ sie sich auf einem Baum nieder und wandte ihre Augen während der ganzen Nacht nicht mehr vom Herrn Schlauauge ab.

Am nächsten Morgen erwachte der Fuchs mit ganz fetter Schnauze. „Dieb! schrie die Eule. „Dieb!" schrie der Bär. Dann jagten beide den Fuchs über die Berge, so weit, daß er nie mehr den Weg zurück fand.

Festliche Baumfäller

Von Jürgen von Hollander

Wenn man erstens Kinder hat, zweitens einen Tannenwald kennt und drittens noch den Bauern dazu, dem der Wald gehört — dann kann man manchmal Glück haben. Wir haben es jetzt schon seit vielen Jahren. Und es ist eine ganz große und sehr festliche Sache für uns alle, unseren Weihnachtsbaum selber zu holen. Um uns herum gibt es ja eine ganze Menge zwielichtiger Gestalten, die mit Säge und Axt im Autowerkzeug versteckt sonntags zum nächsten Wald fahren und ernten, wo sie nicht gepflanzt haben.

Uns macht das keinen Spaß und wir kennen die Geschichten solcher Selbstbedienungs-Helden schon auswendig. Etwa diese, daß die Angst vor dem Erwischtwerden, wie in ihrer Kinderzeit, die schönste Weihnachtswürze sei. Bei uns halt nicht. Wir zahlen dem Waldherrn den Baum. Dann steht nichts zwischen uns.

Wer denkt, das wäre eine einfache Angelegenheit, der hat noch nie Tannenbäume daraufhin angesehen, ob sie etwa als Weihnachtsbäume brauchbar sein könnten. Mann soll gar nicht denken, auf wieviel verschiedene Arten und Weisen ein Tannenbaum untauglich sein kann, unser Weihnachtsbaum zu werden. Bei dem einen fangen die Äste viel zu hoch oben an, gut zu werden. Der andere ist nur auf einer Seite schön. Hinten ist er gelb und scheußlich. Ein anderer wäre schon sehr recht, aber leider hat er gar keine Spitze.

Nach anderthalb Stunden steht dann endlich unser Baum fest. Ein Prachtkerl! Die unteren Äste sind vielleicht ein bißchen zu sehr in die Breite gegangen. Aber das läßt sich vorsichtig zurechtstutzen. Die Spitze für den Stern ist wunderschön gerade geraten. Sogar hinten ist er fast so schön wie auf seiner Schauseite. Drei Tage vor Weihnachten fahren wir dann los. Mit Axt und Säge und der großen Angst, ob auch niemand anderem unser Baum gefallen hat. Der Bauer selbst braucht ja auch einen Baum, und er hat noch eine ganze Menge Verwandtschaft.

Nein, niemand hat unseren Baum abgesägt. Er steht im Schnee und wartet auf uns. Wir machen uns alle zusammen an die Arbeit. Danach fahren wir los und freuen uns noch auf unseren Weihnachtsschutzmann. Er gehört auch dazu, und mit ihm ist es folgendermaßen: Er steht mit amtlichem Gesicht an der Brücke vor dem Dorf und läßt sich unseren Erlaubnisschein zeigen. Stolz strekken ihn alle Kinder zugleich durch das Autofenster. Er hat es auch gar nicht anders von uns erwartet. „Na, dann fröhliche Weihnachten!" sagt er und grinst. Denn er kennt unsere Fuhre schon seit Jahren. Aber die Kinder wären zu enttäuscht, wenn er, der Zollbeamte vor dem Weihnachtsfest, uns ungeprüft durchließe. Ja, dann fröhliche Weihnachten! Und danach kann es richtig losgehen zuhause.

Christnacht

Ein Engel stößt die Wiege sacht,
Das Kindlein babbelt leis' und lacht;
Die heil'ge Magd ein Mützchen strickt.
Nun ist das Kindlein eingenickt...
Der Holzwurm knistert im Gebälk,
Vor'm Fensterchen schwebt Schneegewölk.
Die Hirten treten schweigsam ein,
Ein Wölkchen Schnee stäubt mit herein

Hanns Maria Lux

Worüber das Christkind lächeln musste

Von Karl Heinrich Waggerl



Is Joseph mit Maria von Nazareth her unterwegs war, um in Bethlehem anzugeben, daß er von David abstamme, was die Obrigkeit so gut wie unsereins hätte wissen können, weil es ja längst geschrieben stand — um jene Zeit also kam der Engel Gabriel heimlich noch einmal vom Himmel herab, um im Stalle nach dem Rechten zu sehen. Es war ja sogar für einen Erzengel in seiner Erleuchtung schwer zu begreifen, warum es nun der allererbärmlichste Stall sein mußte, in dem der Herr zur Welt kommen sollte, und seine Wiege nichts weiter als eine Futterkrippe. Aber Gabriel wollte wenigstens noch den Winden gebieten, daß sie nicht gar zu grob durch die Ritzen pfiffen, und die Wolken am Himmel sollten nicht gleich wieder in Rührung zerfließen und das Kind mit ihren Tränen überschütten, und was das Licht in der Laterne betraf, so mußte man ihm noch einmal einschärfen, nur bescheiden zu leuchten und nicht etwa zu blenden und zu glänzen wie der Weihnachtsstern.

Der Erzengel stöberte auch alles kleine Getier aus dem Stall, die Ameisen und Spinnen und die Mäuse, es war nicht auszudenken, was geschehen konnte, wenn sich die Mutter Maria vielleicht vorzeitig über eine Maus entsetzte! Nur Esel und Ochs durften bleiben, der Esel, weil man ihn später ohnehin für die Flucht nach Ägypten zur Hand haben mußte, und der Ochs, weil er so riesengroß und so faul war, daß ihn alle Heerscharen des Himmels nicht hätten von der Stelle bringen können.

Zuletzt verteilte Gabriel noch eine Schar Engelchen im Stall herum auf den Dachsparren, es waren solche von der kleinen Art, die fast nur aus Kopf und Flügeln bestehen. Sie sollten ja auch bloß stillsitzen und achthaben und sogleich Bescheid geben, wenn dem Kinde in seiner nackten Armut



etwas Böses drohte. Noch ein Blick in die Runde, dann hob der Mächtige seine Schwingen und rauschte davon.

Gut so. Aber nicht ganz gut, denn es saß noch ein Floh auf dem Boden der Krippe in der Streu und schlief. Dieses winzige Scheusal war dem Engel Gabriel entgangen, versteht sich, wann hatte auch ein Erzengel je mit Flöhen zu tun!

Als nun das Wunder geschehen war, und das Kind lag leibhaftig auf dem Stroh, so voller Liebreiz und so rührend arm, da hielten es die Engel unterm Dach nicht mehr aus vor Entzücken, sie umschwirrten die Krippe wie ein Flug Tauben. Etliche fächelten dem Knaben balsamische Düfte zu, und die anderen zupften und zogen das Stroh zurecht, damit ihn ja kein Hälmchen drücken oder zwicken möchte.

Bei diesem Geraschel erwachte aber der Floh in der Streu. Es wurde ihm gleich himmelangst, weil er dachte, es sei jemand hinter ihm her wie gewöhnlich. Er fuhr in der Krippe herum und versuchte alle seine Künste, und schließlich, in der äußersten Not, schlüpfte er dem göttlichen Kinde ins Ohr.

„Vergib mir!" flüsterte der atemlose Floh, „aber ich kann nicht anders, sie bringen mich um, wenn sie mich erwischen. Ich



verschwinde gleich wieder, göttliche Gnaden, laßt mich nur sehen wie!"

Er äugte also umher und hatte auch gleich seinen Plan. „Höre zu", sagte er, „wenn ich alle Kraft zusammennehme und wenn du stillhältst, dann könnte ich vielleicht die Glatze des heiligen Joseph erreichen, und von dort weg kriege ich das Fensterkreuz und die Tür..."

„Spring nur!" sagte das Jesuskind unhörbar, „ich halte stille!"

Und da sprang der Floh. Aber es ließ sich nicht vermeiden, daß er das Kind ein wenig kitzelte, als er sich zurechtrückte und die Beine unter den Bauch zog.

In diesem Augenblick rüttelte die Mutter Gottes ihren Gemahl aus dem Schlaf.

„Ach, sieh doch!" sagte Maria selig, „es lächelt schon!"

Krupp Corporate Archives

Frei sein wie die Väter...?

Von Freiheit und „Freiheit"

8. Fortsetzung

Sein Schicksal war eine nicht mehr junge Dame der höchsten Gesellschaftsklasse, die Gräfin Hatzfeldt, die mit ihrem Gatten in einem sensationsreichen Ehescheidungsprozeß lag. Die Freundschaft zu jener Dame zog Lassalle in ein Dickicht von Skandalen, Intrigen und nicht abreißenden Prozessen. Als endlich alles gewonnen war und der Gatte der Gräfin den ihr gebührenden Vermögensanteil herausgerückt hatte, fiel für Lassalle eine beträchtliche Lebensrente ab, von der er gut lebte und sich in Muße einer Sache hingeben konnte, die ihn nicht mehr losließ, der Politik.

Während eines Aufenthaltes in Paris war er durch Heinrich Heine in erste Fühlungnahme mit dem Sozialismus geraten. Karl Marx kannte er aus der Zeit seiner Mitarbeit an der „Rheinischen Zeitung". Er nannte Marx seinen Freund, während Marx von ihm geringschätzig als dem „Kavalier" sprach. 1848 sperrte man Lassalle als „politischen Aufwiegler" ins Gefängnis. Nach der Entlassung aber blieb er in Deutschland, ging nicht ins Exil wie viele seiner Gesinnungsgenossen, sondern warb im Rheinland weiter für die sozialistische Sache, trotz Reaktion und polizeilicher Überwachung. In den Akten der Düsseldorfer Polizei sind verewigt „seine außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, seine hinreißende Beredsamkeit, große Entschlossenheit, gewandtes Benehmen und seine exaltierte Freiheitsidee". Doch anders als Marx hielt er nichts von der materialistischen Umkehrung, er blieb Idealist, glaubte an freies menschliches Tun, an die Gestaltung der Geschichte durch den Menschen. Im Gegensatz zu Marx glaubte er, den Sozialismus auf friedlichem Wege zu verwirklichen. Er hielt es für der Mühe wert, den bestehenden Staat politisch zu erobern, weshalb er der Erkämpfung eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts entscheidende Bedeutung beimaß. Schließlich bejahte er die nationale Einheitsbewegung.

Gleiches Wahlrecht

Lassalle war — um diesen Begriff zu gebrauchen — Marxist. Doch war er nicht geneigt, das von dem bärtigen Meister im fernen London vorgeschriebene Denkklischee vorbehaltlos zu übernehmen. Er war nicht allein Sozialist, er war auch Demokrat; und Demokratie und Nationalstaat das schien ihm beinahe ein und dasselbe. Ins Zwielicht geriet Lassalle, als 1863/64 er sich mit Bismarck gegen das liberale Bürgertum verbündete. Er war bereit, mit dem bestehenden Staat Frieden zu schließen; auf diese Weise erhoffte er am ehesten die Durchführung demokratischer Reformen.

„Der Kerl arbeitet rein im Dienst von Bismarck", meinte Karl Marx über Lassalle. Der Sozialist und der feudale Minister ließen Eintracht erkennen. Durch dieses Bündnis glaubte Lassalle vor allem die Einführung eines allgemeinen Wahlrechts zu erreichen, was Bismarck ihm auch tatsächlich in Aussicht stellte. Daß es zu keiner geschlossenen demokratischen Front von Arbeitern und Bürgertum kam, lag nicht zuletzt daran, daß die bürgerliche Fortschrittspartei sich weigerte, eine so elementare Forderung wie die nach dem gleichen Wahlrecht auf ihre Fahnen zu schreiben. Deshalb zog es Lassalle vor, mit dem ideologischen Gegner Bismarck zu paktieren.

Die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für den Bereich des Norddeutschen Bundes durch das Wahlgesetz von 1869, das nach der Reichsgründung auf die Wahlen zum Reichstag ausgedehnt wurde, hat Lassalle nicht mehr erlebt. 1864, im Alter von 39 Jahren, wurde er in Genf in einem Ehren- und Liebesduell mit einem rumänischen Bojaren tödlich verwundet. Ursache war die damals 19jährige schöne Helene von Dönniges. Lange Jahre später, als Bismarck seinen Kampf gegen die Sozialdemokratie führte, war er genötigt, im Reichstag auf sein Verhältnis zu dem Verstorbenen zu sprechen zu kommen. Er zog sich aus der Affäre, indem er seinen Gesprächen mit Lassalle den Charakter politischer Verhandlungen bestritt: „Der arme Kerl hatte ja nichts hinter sich", meinte er, womit er darauf anspielte, daß die politische Bewegung Lassalles über einige Tausend Mitglieder nie hinauskam. Gleichzeitig aber gab er nahezu eine Liebeserklärung über den Menschen Lassalle ab: „Was er hatte, war etwas, was mich als Privatmann außerordentlich anzog; er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je zu tun gehabt habe... Unsere Unterredungen haben stundenlang gedauert, und ich habe immer bedauert, wenn sie beendet waren." Freilich ist es schwer zu sagen, welche politische Bedeutung Lassalle im Bismarckschen Reich noch erlangt und wie er sich gegenüber der Politik des Kanzlers verhalten haben würde. In London orakelte 1866 Karl Marx boshaft: „Welcher Verlust für Lassalle, daß er mausetot ist! Den hätte Bismarck noch eine Rolle spielen lassen!"

Vereinigung von Gotha

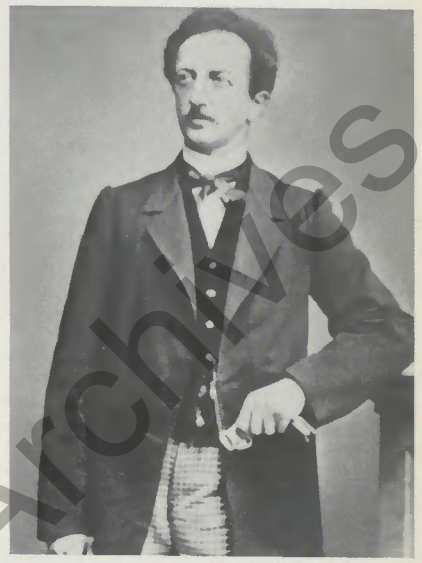
Im Mai 1863 hatte Lassalle in Leipzig den „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" gegründet, die Keimzelle der deutschen Sozialdemokratie. Im Gegensatz zu dieser Richtung gründeten Wilhelm Liebknecht (1826 bis 1900; nicht zu verwechseln mit seinem Sohn, dem 1919 zusammen mit Rosa Luxemburg erschossenen Kommunistenführer Karl Liebknecht) und August Bebel (1840 bis 1913) als Anhänger von Karl Marx 1869 in Eisenach die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei", die sich auf den Boden des internationalen Sozialismus und des Klassenkampfes stellte. Während die Lassalleaner die Reichsgründung von 1871 begrüßten, verhielten sich Liebknecht und Bebel schroff ablehnend. 1874 erhielten beide Richtungen zusammen neun Reichstagssitze. Als darauf die Regierung zu scharfen Maßnahmen schritt gegen die Sozialdemokratie, vereinigten sich beide Gruppen, die etwa gleich stark waren, im Mai 1875 in Gotha unter dem Namen „Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands". Das Gothaer Programm war ein Kompromiß beider Richtungen; doch erlangte die marxistische Gruppe bald die Alleinherrschaft in der Partei.

Das Sozialistengesetz

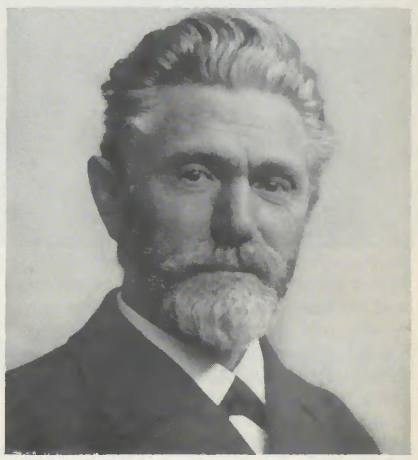
Daß die deutschen Sozialdemokraten sich zu dem Ideal internationaler Verbrüderung bekennen, machte es ihren damaligen Gegnern leicht, sie als „Reichsfeinde" anzuprangern. Natürlich sind sie das nicht. Sie sind gute Deutsche, Patrioten, wie der Mann aus dem Volke das von Natur ist, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Dessen ungeachtet sucht die Reichsregierung unter Bismarck nach einem Anlaß, um der immer stärker werdenden politischen Bewegung den Garaus zu machen. Da verübt der Klempnergeselle Hödel im Mai 1878 ein Attentat auf Kaiser Wilhelm. Bismarck hält die Stunde für gekommen und legt unverzüglich dem Reichstag sein „Sozialistengesetz" vor. Doch die Mehrheit des Parlaments lehnt den Gesetzesentwurf ab. Als dann drei Wochen später der 81jährige Kaiser durch Pistolenschüsse des Anarchisten Nobiling ernstlich verwundet wird, hat der Kanzler die Stimmung, die er braucht, um seinen Vernichtungsschlag gegen die Sozialdemokratie zu führen. Nun wurde der Reichstag aufgelöst, und da nach den Neuwahlen die Mehrzahl der Nationalliberalen ihren Widerstand aufgab, fand der neue Entwurf des Gesetzes „wider die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" eine große parlamentarische Mehrheit. Die Partei hatte mit den beiden hirnlosen Mordversuchen natürlich nichts zu tun und konnte ihre Unschuld beweisen, dennoch ermächtigte das Gesetz die Polizei überall zur Auflösung sozialdemokratischer Vereine, zur Ausweisung und Verhaftung der Parteiführer, zum Verbot sozialdemokratischer Zeitungen und Schriften und zur Verhängung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes.

Ergebnis: Radikalismus

Das Gesetz war auf drei Jahre befristet, wurde aber wiederholt verlängert. Erst 1890 wurde es aufgehoben. In seiner Wirkung aber war das Sozialistengesetz ein Schlag ins Wasser, denn die Partei, die offiziell nicht verboten wurde — untersagt waren ihr Versamm-

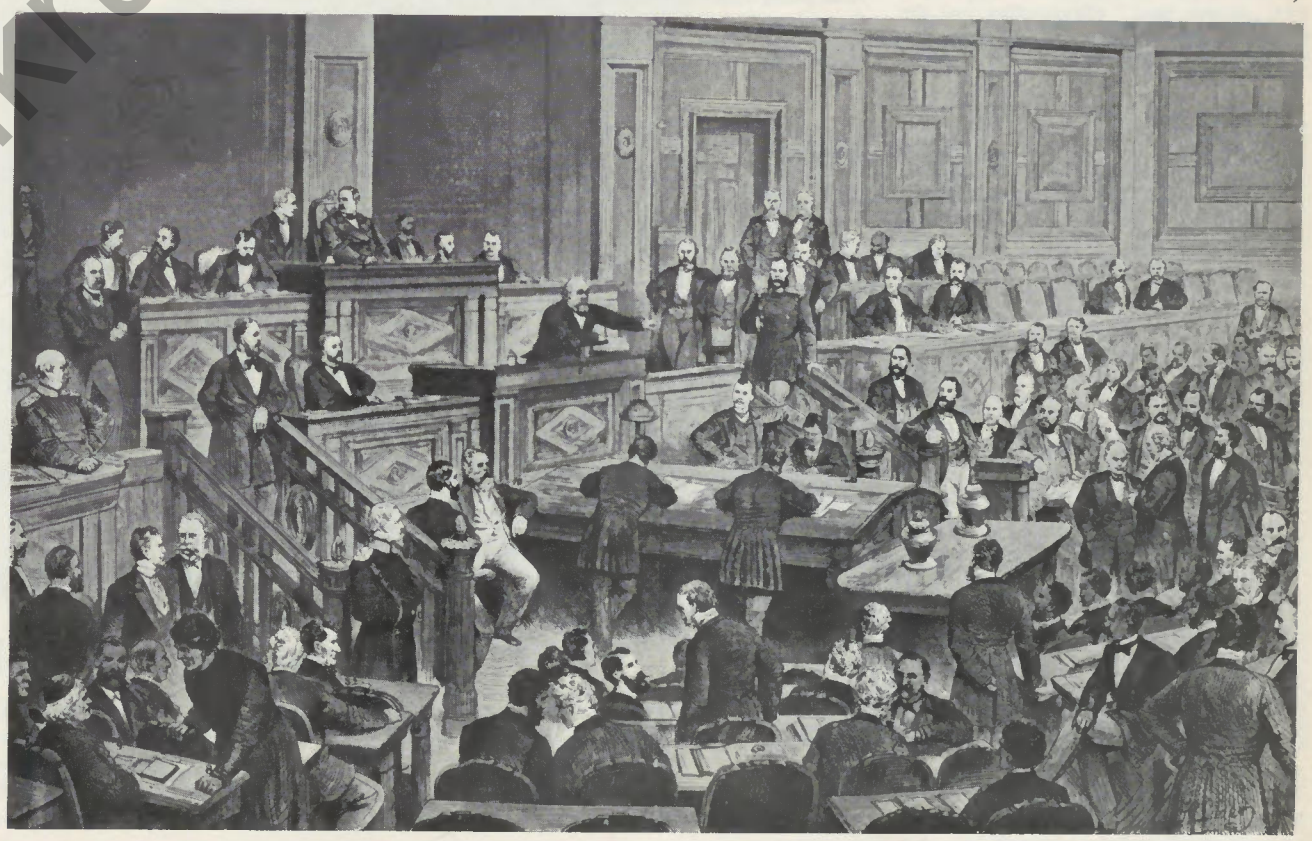


Ferdinand Lassalle. Er gilt als Begründer der deutschen Sozialdemokratie. Obwohl begeisterter Sozialist, ging er seinen Weg, ohne daß die Lehren von Marx und Engels unbedingt ein Evangelium für ihn waren. Im Gegensatz zu Marx glaubte er, den Sozialismus auf friedlichem, parlamentarischem Wege verwirklichen zu können.



In der Zeit von 1871 bis zu seinem Tod kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges war August Bebel der unbestrittene Führer der deutschen Sozialdemokraten. Insbesondere überstand unter seiner Leitung die Partei die Ära des Bismarckschen Sozialistengesetzes, sie ging sogar erstarkt daraus hervor, sie wurde stärkste Reichstagsfraktion.

→



Zeitgenössische Darstellung aus den achtziger Jahren: Der erste Deutsche Reichstag in Berlin. Vorne auf der Regierungsbank Reichskanzler Otto von Bismarck. Der Reichstag übte im Kaiserreich in Gemeinschaft mit dem Bundesrat (Vertretung der bundesstaatlichen Regierungen) die Reichsgesetzgebung aus, sein Einfluß war jedoch begrenzt, da er vom Kaiser mit Zustimmung des Bundesrates jederzeit aufgelöst werden konnte.

Krupp Archives

lungen und jede Art von Agitation —, erstarkte unter dem Einfluß des Gesetzes. Ihr Verhältnis zum Staat wurde allerdings verschärft, wie überhaupt radikale Tendenzen sich durchsetzten. So gab sich die Partei 1891 in Erfurt, auf dem ersten Parteitag, den sie nach Aufhebung des Sozialistengesetzes abhielt, ein rein marxistisches Programm. Später setzte sich in der Praxis dann doch mehr und mehr die gemäßigtere, sozialreformerische Richtung durch. 1890 brachte die Partei, die sich seitdem Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) nennt, 35 Abgeordnete in den Reichstag, 1903 bereits 82 und 1910 stellte sie mit 110 Abgeordneten die stärkste Fraktion.

„Korporal" Bebel

Unbestrittenes Haupt der Partei war August Bebel. Der Drechslermeister, der 1840 als Sohn eines preußischen Unteroffiziers in der Kasematte von Köln-Deutz geboren wurde, nimmt für sich in Anspruch, die Partei „auf Vordermann" gebracht zu haben. Überhaupt war er ein recht soldatischer Charakter; militärische Zucht und Einfachheit kennzeichneten den Zivilisten Bebel. Ursprünglich hatte er Berufssoldat werden wollen, aber sowohl preußische als auch österreichische Musterungskommissionen lehnten den körperlich zu schwachen Jüngling ab. In Leipzig war er später Besitzer einer gutgehenden Drechslerfirma. Wiederholt wurde er eingesperrt, verurteilt wegen „Geheimbündelei", „Vorbereitung zum Hochverrat" oder „Majestätsbeleidigung", „Wenn er sich in Haft begab", so berichtet einer seiner Mitarbeiter, „so standen die Eisenbahnschaffner entlang des Zuges, um ihm mit der Hand an der Mütze zu salutieren." Es war ein allgemein geachteter Volksvertreter. In der einen Hand einen Koffer voll Bücher, in der anderen den Vogelbauer mit seinem Kanarienvogel, so meldete er sich jedesmal zum Haftantritt. Insgesamt saß er länger als acht Jahre in Gefängnissen. Die Gefängnisdirektoren, so erzählt Bebel in seiner Selbstbiographie „Aus meinem Leben", begegneten ihm immer mit ausgesprochener Hochachtung und auch die Polizeibeamten, die ihn vernahmen, zollten ihm stets Ehrerbietung.

August Bebel war keineswegs der „vaterlandslose Geselle", zu dem ihn Bismarck abstempeln wollte. Am 7. März 1905, als die Politik Wilhelms II. Deutschland wieder einmal hart an den Rand einer kriegerischen Auseinandersetzung manövriert hatte, erklärte Bebel im Reichstag: „Aber selbst, wenn dieser Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, bei dem es sich um die Existenz Deutschlands handelt, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — sind wir bis zum letzten Mann und auch die Ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen, mit allen unseren Kräften, bis zum letzten Atemzug." Immer wieder trat er mit Nachdruck für das Prinzip der Landesverteidigung ein. Schon vor der Jahrhundertwende plädierte er im Reichstag dafür, den „blauen Rock" abzuschaffen und die Truppen, entsprechend den veränderten Kriegsbedingungen feldgrau zu kleiden.

„Haben Sie einen Gehrock?"

Dazu hielt es Bebel streng mit der Etikette. Einen Fraktionskollegen, der im Reichstag einen überlauten Zwischenruf angebracht hatte, donnerte er einmal an: „Wir sind hier in keiner Kaschemme! Schweigen Sie!" Als Philipp Scheidemann 1912 zum Vizepräsidenten des Reichstags gewählt worden war und seinen Antrittsbesuch bei Hof machen sollte, erkundigte er sich bei ihm: „Haben Sie denn auch einen anständigen Gehrock?" Als Bebel 1913 starb, trat Friedrich Ebert, der aus Heidelberg stammende Sattler, sein Erbe als Parteivorsitzender an. Eine neue Generation von Sozialdemokraten war herangewachsen, die in der Epoche des Sozialistengesetzes noch jung gewesen und nicht mehr von ihr geprägt worden war: Ebert, Scheidemann, Otto Braun, Noske. Letzterer, Reichstagsabgeordneter seit 1906, hat sich später gerühmt, das Wort „Marxismus in seinen Reden und Artikeln überhaupt nie in den Mund genommen zu haben.

In einem Punkt war Bebel insbesondere unnachgiebig gewesen: in seiner Einstellung gegenüber der katholischen Kirche. Obwohl von Hause aus Protestant, war er in seiner Jugend sogar einmal Mitglied eines Kolpingsvereins gewesen, dennoch war er von einem abgrundtiefen Haß beseelt gegen den Klerikalismus, wie er überhaupt in Christentum und Sozialismus unversöhnliche Gegensätze sah. Deshalb fand er auch keine rechte Einstellung zum Zentrum, einer 1870 gegründeten politischen Partei auf christlich-katholischer Basis, die eine entscheidende Sozialpolitik im christlichen Geist auf ihre Fahne geschrieben hatte. Den Namen „Zentrum" nahm die Partei an in Erinnerung an den zwischenparteilichen Katholischen Verein, dessen Abgeordnete in der Frankfurter Nationalversammlung die mittleren Plätze innehatten. Wesentlich beeinflußt wurde die Zentrumspartei durch den von Papst Pius IX. stark forcierten politischen Katholizismus. Dieser Papst, der wenige Wochen vor Gründung der deutschen Zentrumspartei dem ersten vatikanischen Konzil das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit abrang, hatte im Jahre 1864 etwas wie eine Kriegserklärung gegen den Zeitgeist erlassen: Ein Irrtum sei es, zu glauben, daß die Kirche sich „mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus, mit der modernen Kultur versöhnen könne und müsse." Feststeht indessen, daß die Gründer der deutschen Zentrumspartei, darunter auch Bischof Ketteler, sich einen evangelischen Flügel erhofften, den es jedoch niemals gegeben hat.

Geschickt nutzte das Zentrum, das seit den Wahlen von 1874 bis zum ersten Weltkrieg die hohe Zahl von 90 bis 100 Reichstagsmandaten behauptete, seine parlamentarische Schlüsselstellung, um nicht nur mit den Rechtsparteien eine Regierungsmehrheit, sondern ebenso mit der Linken eine starke Opposition zu bilden. In der Zentrumsfraktion des Reichstages fanden sich Angehörige aller Volksschichten, Adelige und Besitzbürger ebenso wie Arbeiter. Immer und mit aller Entschiedenheit traten Zentrumspolitiker für eine Demokratisierung des Staatswesens und für größere politische Freiheit ein, u. a. verlangten sie die Aufhebung des Sozialistengesetzes.

Bismarcks Sozialgesetze

Kompromißlos zeigte sich das Zentrum im sogenannten Kulturkampf, der bald nach der Reichsgründung begann und 1875 zum Höhepunkt stieg. Es ist hier jedoch nicht der Platz, um auf diesen Kampf zwischen der katholischen Kirche und dem Staat einzugehen. Andererseits bejahte das Zentrum die Bismarcksche Sozialgesetzgebung, die von den Sozialdemokraten anfangs recht kritisch beargwöhnt wurde. So befürchtete August Bebel, daß durch „ein paar Wohltaten von oben" die Arbeiter von ihren sozialdemokratischen Führern getrennt werden sollten. Zweifellos aber ist die Sozialgesetzgebung der achtziger Jahre eine der größten und positivsten Leistungen Bismarcks. Viele Jahrzehnte hindurch sind die deutschen Sozialgesetze beispielgebend für die gesamte industrielle Welt gewesen. Zwangsversicherung gegen Unfälle, gegen Krankheit, schließlich gegen Invalidität und Alter sowie die Einführung einer staatlichen Gewerbeaufsicht — das war der Anfang eines Sozialwerkes, das lange Zeit als das fortschrittlichste überhaupt galt.



Der Zentrumspolitiker Ludwig Windthorst war einer der stärksten Widersacher Otto von Bismarcks. Er war ein Meister der parlamentarischen Taktik und schon früh fast völlig erblindet.

Eigentlicher Führer der Zentrumspartei, obwohl niemals Partei- oder Fraktionsvorsitzender, war der hannoversche Kronoberanwalt Ludwig Windthorst (1812—1891). Ein Welfe als Führer einer katholischen Partei, das war an sich schon fast paradox, doch war er einer der genialsten Parlamentarier, die Deutschland je besessen hat. Golo Mann nennt ihn „einen geriebenen Idealisten und frommen Fuchs, einen Mann der Grundsätze und erzschlauen Politiker". Seine Klugheit formte das Zentrum, jenes etwas merkwürdige Produkt, das nicht nur zwischen Rechts und Links stand, sondern ebenso konservative wie sozialistische Tendenzen in sich aufnahm, zu einer tatsächlich starken politischen Einheit. Stets aber erwies er sich als unerschütterlicher Kämpfer für eine Institutionalisierung echter parlamentarischer Verfassungsgrundsätze wie für die Grundforderungen eines demokratischen Klimas und Stils überhaupt.

Fortschrittliche und Liberale

Auf die übrigen politischen Parteien des Bismarck-Reiches einzugehen, dürfte zu weit führen. Einmal, weil diese Parteien, seien es nun Konservative, Nationalliberale oder Fortschrittsparteien, nie zu echten Volksparteien wurden wie Zentrum und Sozialdemokratie, zum anderen weil sie mit dem Thema dieser Abhandlung nicht unbedingt etwas zu tun haben. Nicht die Parteien, sondern einige ihrer Persönlichkeiten dürfen für sich in Anspruch nehmen, als Mahner für Demokratie und Freiheit gewirkt zu haben.

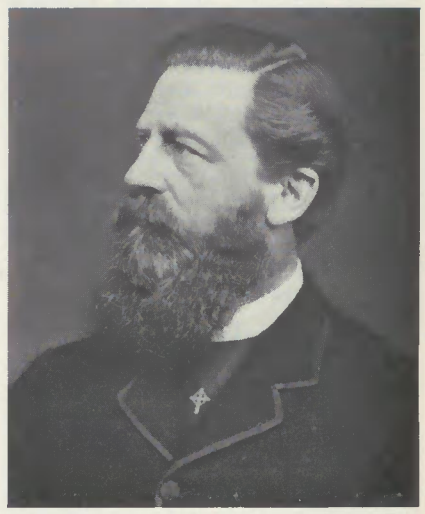
Da ist der „Fortschrittler" Eugen Richter (1838—1906); ein Mann, der 35 Jahre lang dem Reichstag angehörte und als gewandter Redner immer wieder für die Durchsetzung echter demokratischer Verfassungsgrundsätze eintrat, so für Ministerverantwortlichkeit gegenüber dem Parlament und eine echte parlamentarische Verwaltungskontrolle. Fortschrittlich war der Führer der Fortschrittspartei, jedoch lediglich in Verfassungsfragen, die soziale Frage („die löst sich von alleine, wenn man den Lauf der Natur nicht behindert") war für ihn ohne Bedeutung. So lehnte er Bismarcks Sozialgesetzgebung ab. Auch der Historiker und Nobelpreisträger Theodor Mommsen (1817 bis 1903), Abgeordneter der bürgerlichen Linken, der Nationalliberalen, kreuzte mit Bismarck wiederholt in scharfer Form die Klingen, indem er u. a. den Mangel an freiheitlicher Grundordnung als „Knechtung der deutschen Persönlichkeit und des deutschen Geistes" abtat, als „ein Verhängnis, das nicht mehr gut gemacht werden kann".

Von großem Einfluß war auch der Kreis liberal gesinnter Reichstagsabgeordneter, der sich um den Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich III., scharte. Die führenden Köpfe dieser gegen die Bismarcksche Innenpolitik gerichteten sogenannten „Kronprinz-Kreise" waren der Badener Franz Freiherr von Roggenbach (1825—1907), der Mainzer Ludwig Bamberger (1823—1899), der Berliner Oberbürgermeister Max von Forckenbeck (1821—1892) und der Arzt Rudolf Virchow (1821—1902). Virchow war nicht nur ein berühmter Mediziner seiner Zeit, er war auch ein exzellenter Politiker, der leidenschaftlich für eine demokratische Erneuerung des Staatswesens eintrat. Der freiheitliche Geist dieser Männer setzte alle Hoffnungen auf den Kronprinzen, dessen geistige Haltung ebenfalls durch liberale Ideen geprägt war. Doch die Hoffnungen erfüllten sich nicht. Nach einer Regierungszeit von nur 99 Tagen erlag Friedrich III. im Juni 1888 einem Krebsleiden. Zu den Kritikern des Bismarck-Staates zählte auch der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844—1900). Dieser rebellische Geist („Der Wille zur Macht"), der sich bis zum Wahnsinn hin übersteigerte, prägte das Wort vom „so wenig als möglich Staat", womit der sich gegen jeden Staats-Totalismus wandte und sich für eine stärkere Betonung der persönlichen und politischen Freiheiten aussprach. Das staatsbezogene Obrigkeitsdenken vieler Deutscher, die sich nicht als Träger des Staates, sondern als Untertanen fühlten, prangerte er mit den Worten an: „Was die Deutschen von heute angeht, geht mich nichts an!"

Um das rechte Verständnis zu erlangen für das weitere innenpolitische Geschehen, muß zunächst der Blick auf die außenpolitische Entwicklung gerichtet werden, die schließlich zum 1. Weltkrieg führte. Als Kaiser Wilhelm II., zweiunddreißig, Bismarck 1890 zum Rücktritt zwang, war es der Chef des Auswärtigen Amtes, Geheimrat von Holstein, der bei der schwankenden Majestät die Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland durchsetzte. Bismarck hatte ständig unter dem Alpdruck gelebt, daß Deutschland eines Tages gezwungen sein könnte, einen Zweifrontenkrieg zu führen. Dem suchte er durch ein Netz von Allianzen vorzubeugen. Als Rußland nun vor den Kopf gestoßen wurde, sah es sich nach einem anderen Alliierten um und fand ihn in Frankreich, mit dem es ein Militärbündnis einging. Was hätte für die deutsche Politik da nähergelegen, als ein Bündnis mit England zu suchen. Aber statt dessen verletzte der Kaiser durch sein berüchtigtes Krüger-Telegramm, womit er in den Burenkrieg eingriff, auch die Briten aufs tiefste.



Das war der Anfang zur bolschewistischen Revolution in Rußland: Bei der „Freien Russischen Druckerei" in Genf wurde 1882 die erste ungekürzte russische Ausgabe des „Kommunistischen Manifestes" hergestellt.



Große Hoffnungen demokratischer Kräfte des Reiches ruhten auf Kaiser Friedrich III., der nach dem Tode Wilhelms I. im Frühjahr 1888 Deutscher Kaiser und König von Preußen wurde. Von ihm war bekannt, daß er eine freiheitlich-demokratische Grundordnung des Staates befürwortete. Überdies sagte man ihm nach, er stünde willensmäßig stark unter dem Einfluß seiner liberal gesinnten Gattin Viktoria, einer Tochter der englischen Queen Victoria. Immerhin brachte ihn seine liberale Einstellung schon als Kronprinz wiederholt in scharfen Gegensatz zu Bismarck. In sein Kriegstagebuch von 1870/71 hatte er am Vorabend der Wahlen zum Reichstag vermerkt: „Morgen finden in der Heimat Urwahlen statt. Möchte unser Volk sich durch die Kriegserfolge in keiner Weise beirren lassen und nur solche Männer wählen, denen die wahre freiheitliche Entwicklung unseres Staatslebens am Herzen liegt, denn sonst fallen wir in eine Reaktionsperiode, die derjenigen, welche nach den Freiheitskriegen eintrat, nur zu sehr gleichen würde." Die Historiker sind sich darüber einig, daß Friedrich III. bei einer längeren Regierungszeit innenpolitisch einen Liberalisierungsprozeß eingeleitet hätte. So aber blieben die Hoffnungen unerfüllt, als Friedrich nach einer Regierungszeit von nur 99 Tagen am 15. Juni 1888 an einem Kehlkopfleiden verstarb.

Historisches Archiv



Festgeschenk für Werk 3: Neues Belegschaftshaus

Unser Werk 3 in Gelsenkirchen erhielt in diesem Jahre ein besonders schönes Weihnachtsgeschenk: Das neue Belegschaftshaus wurde nach 15monatiger Bauzeit fertiggestellt. Es enthält u. a. moderne Waschanlagen, die hier vor der Inbetriebnahme von Christian Elo auf Hochglanz gebracht werden.



Schnappschüsse





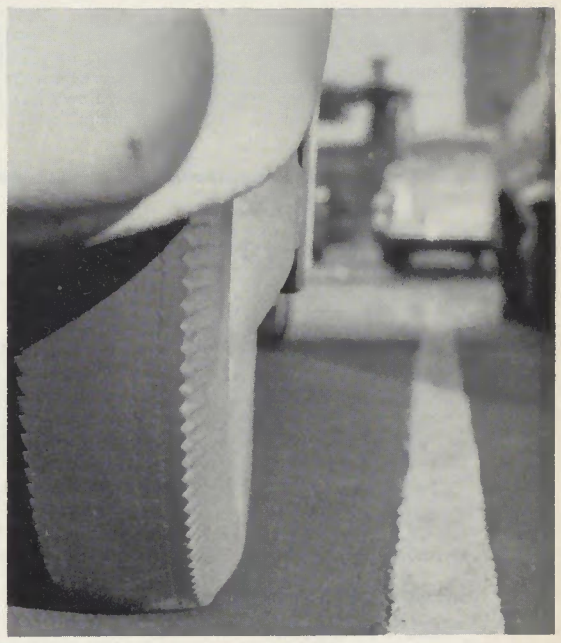
5000 sahen die Arbeitsschutz-Ausstellung

Die vor einigen Monaten neugestaltete Arbeitsschutz-Ausstellung im Werksgasthaus findet nach wie vor großes Interesse nicht nur bei unserer Belegschaft, sondern auch bei Arbeitsschutzfachleuten des In- und Auslandes, technischen Hochschulen und Instituten, Ingenieurschulen usw. Seit Bestehen der Arbeitsschutz-Ausstellung wurde sie von rund 5000 Personen besucht. Der an sich belehrend-trockene Stoff der Arbeitssicherheit ist hier in sehr ansprechender Weise gestaltet worden. Es lohnt sich also, auch mit den Familienangehörigen einmal hinzugehen. Die beiden Fotos zeigen Ausschnitte aus der AS-Ausstellung.

Gestrippt wird nebenan

Die neue Stripperhalle für das Martinwerk II ist in Betrieb genommen worden. Hierher werden die im Martinwerk II abgegossenen Kokillen gefahren und gestrippt. Es soll noch eine Kokillen-Hobelmaschine hier aufgestellt werden. Durch die Stripperhalle gab es im Martinwerk II mehr „Luft" und Übersicht.

Wenn das nur gutgeht!



Ohne Profil ist dieser Reifen. Kraftfahrzeuge, die derart unsicher „zu Fuß" sind, findet man leider oft auf unseren Werksparkplätzen. Wie wollen sich solche Fahrzeuge auf glatter Fahrbahn halten?

thyssenkrupp Corporate Archives

HOAG-Chronik

Werk Oberhausen

Geburten:

27. 6.:
José Sornosa Faus, Sohn José
6. 9.:
Fritz Götz, Tochter Gabriele
18. 9.:
Karl-Heinz Kalek, Sohn Jörg
21. 9.:
Horst Zacharias, Sohn Gordon
23. 9.:
Herbert Kegenhof, Sohn Volker
24. 9.:
Alfred Freese, Tochter Bettina; Werner Dennes, Sohn Klaus; Kurt Hennig, Sohn Hartmut
25. 9.:
Hermann Freriks, Tochter Frauke; Georg Vogt, Sohn Jörg
26. 9.:
Friedhelm Kempken, Tochter Ulrike; Hermann Sahler, Sohn Ralf; Eduard Windisch, Sohn Andreas
27. 9.:
Dieter Hass, Sohn Ralf; Karl-Heinz Panek, Sohn Frank; Alfred Pohl, Sohn Roger
29. 9.:
Heinrich Leenen, Sohn Klaus
30. 9.:
Klaus Baumer, Tochter Gerburg; Walter Kretschmann, Tochter Dorothea; Wilhelm Laake, Tochter Sabine; Siegfried Schulz, Sohn Detlef; Georg Spitzer, Sohn Stefan
1. 10.:
Leo Koczor, Sohn Manfred; Fredi Schulz, Tochter Astrid; Heinz Wientgens, Tochter Heike; Karl-Heinz Zaunik, Sohn Andreas
4. 10.:
Erin Gentes, Sohn Peter
5. 10.:
Alfred Fees, Sohn Frank; Willi Külkens, Tochter Ulrike; Eduard Seck, Tochter Andrea; Arthur Skoczinski, Sohn Hans-Georg
6. 10.:
Horst Polich, Tochter Andrea
7. 10.:
Herbert Joostema, Sohn Dirk
8. 10.:
Hans Grunst, Sohn Hans-Norbert; Heinz-Günter Hagedorn, Sohn Madlon; Heinz-Günter Pudwall, Tochter Sabine
9. 10.:
Paul Möllenbeck, Tochter Cornelia
12. 10.:
Karlheinz Bockamp, Sohn Ulrich
13. 10.:
Werner Hapke, Sohn Frank
14. 10.:
Heinz van Aaken, Tochter Sigrid; Wilhelm Salfeld, Sohn Frank; Kurt Kasimir, Sohn Udo; Karl-Otto Wilms, Sohn Wolfram
16. 10.:
Wilhelm Hellmann, Tochter Claudia, Gerhard Löwenthal, Sohn Dietmar; Karl-Heinz Otto, Tochter Ulrike
17. 10.:
Willi Hoffmann, Tochter Angelika; Edmund Majek, Sohn Ulrich
18. 10.:
Karl-Heinz Kunz, Sohn Andreas
19. 10.:
Hans Renners, Tochter Petra; Werner Tepper, Sohn Werner
21. 10.:
Hans Staudt, Tochter Gabriele
22. 10.:
Albert Hermanowski, Sohn Frank
23. 10.:
Werner Kirsch, Tochter Jutta
24. 10.:
Gerhard Elsner, Tochter Jutta; Paul Lutz, Tochter Maria Magdalena
26. 10.:
Heinz Schöneis, Sohn Harald
27. 10.:
Wolfgang Gerten, Tochter Ursula; Theodor Prinz, Sohn Andreas, Antonio Salguero Setiel, Sohn Luis Manuel
29. 10.:
Manfred Funken, Sohn Rolf; Ludwig Inholte, Sohn Ludwig
30. 10.:
Heinrich Balzer, Tochter Petra; Alois Balser, Sohn Joachim, Hans Frinken, Sohn Daniel
2. 11.:
Herbert Backhus, Tochter Birgit
3. 11.:
Walter Optenhövel, Tochter Barbara
4. 11.:
Johann Rauer, Tochter Dörthe; Walter Weckmüller, Tochter Gabriele; Rolf Ziegler, Tochter Beatrix
5. 11.:
Heinz Haberle, Sohn Ralf; Werner Schüßler. Tochter Andrea
6. 11.:
Johann Kerkhoff, Tochter Birgit; Theodor Schmidt, Sohn Theodor
7. 11.:
Horst Biermann, Tochter Regina; Helmut Lengenfeld, Sohn Hartmut; Hans-Jürgen Werner, Tochter Sabine
8. 11.:
Gerd Fredersdorff, Tochter Ute; Karl Hennig, Sohn Gerhard; Theo Weidenfeller, Tochter Sabine
10. 11.:
Franz-Josef Förster, Sohn Michael; Hans-Jürgen Wiesemann, Sohn Hans-Jörg
11. 11.:
Günter Knaup, Sohn Reiner; Albert Munzelinger, Sohn Dirk; Anton Oehl, Tochter Betina

Eheschließungen:

27. 7.:
Karl-Heinrich Dorighi mit Elke Kernec
21. 8.:
Siegfried Fehrmann mit Christel Steinhoff
31. 8.:
Manfred Berg mit Renate Stolte
4. 9.:
Herbert Prochnau mit Lieselotte Eichner
8. 9.:
Christel Veegers mit Manfred Dietrich
21. 9.:
Heinz Grünewald mit Christa Drees; Herbert Illing mit Anni Roth; Reiner Napientek mit Hannelore Helbrecht; Friedrich Wolf mit Johanna Hähnke
25. 9.:
Günter Dorgaten mit Anneliese Hollmann; Helmut Heinz mit Erika Nagel; Heinrich Schneider mit Hildegard Heiermann; Heinrich Wübbels mit Margret Baumeister
28. 9.:
Dieter Bückemeyer mit Hannelore Gronen; Herbert Hundertmark mit Christel Fritz; Willi Peters mit Charlotte Tribulowski; Hans Winkels mit Doris Kraushaar
2. 10.:
Wilhelm Salfeld mit Ruth Haibach
4. 10.:
Walter Himmel mit Adele Wust
5. 10.:
Horst Kirsch mit Anna Henze; Heinz Sander mit Irmgard Oelgemöller
11. 10.:
Alfred Brozi mit Marianne Pech; Karl Krause mit Sieglinde Schepers; Rudi Skrobotz mit Marlies Hoffmann; Karl Wierig mit Berta Kromm
12. 10.:
Günter Bovenkerk mit Marlene Wennemann; Alfred Gajda mit Christa Wagner; Heinz Niemczyk mit Maria Lakes; Wilhelm von Schwartzenberg mit Ingrid Schwienke
18. 10.:
Herbert Schweer mit Gertrud Kallenberg
19. 10.:
Hans Dau mit Elisabeth Dauck; Dieter Koppelin mit Ursel Möller; Karl Lastring mit Christine Wanners; Friedhelm Uphoff mit Helga Staude
26. 10.:
Heinz Dietrich mit Maria Plechinger; Dieter Mischke mit Helga Ruland; Herbert Rettweiler mit Amanda Heilmann
30. 10.:
Leonhard Klamt mit Hildegard Maaß
2. 11.:
Wolfgang Dilmann mit Renate Thoridt; Gerhard Sobotta mit Ursel Janowski; Horst Pietrek mit Heidemarie Bachmann
9. 11.:
Ernst Adolphy mit Wilfriede Harder

Werk Gelsenkirchen

Geburten:

2. 10.:
Friedhelm Siemann, Tochter Bettina
5. 10.:
Arnold Ortmann, Sohn Frank
7. 10.:
Kurt Jebram, Sohn Michael
17. 10.:
Ernst Symancziyk, Sohn Karl-Heinz

Eheschließungen:

18. 10.:
Peter Gärtner mit Gerda Holthaus; Herta Kaczewski mit Wilhelm Banditt; Hans Rokker mit Anna Jeschke
19. 10.:
Wilhelm Cramer mit Irma Dümmig
26. 10.:
Hans-Jörg Kowalski mit Paula Leister; Peter Schmidt mit Margit Pedd

Neueinstellungen

Dipl.-Kfm. Gert Dissel, Revisor, Revision; Dipl.-Ing. Heinrich Hofmann, Betriebsassistent, SM-Stahlwerk; Ing. Robert Kirchner, Betriebsassistent, Walzwerke; Dipl.-Ing. Konrad Höffer, Betriebsassistent, SM-Stahlwerk; Ing. Günther Pretzlaff, Betriebsingenieur, Walzwerke; Ing. Wilhelm Volkert, Baurevisor, Revision; Dipl.-Ing. Jobst-Thomas Wasmuth, Betriebsassistent, SM-Stahlwerk; Ing. Rainer Weimann, Sicherheitsingenieur, Arbeitsschutz; Ing. Knut Wilcken, Betriebsassistent, Walzwerke

Jubilare in den Monaten Oktober und November

Werk Oberhausen

50jähriges Dienstjubiläum:

Jakob Hintzen, Maschinenbetriebe; Josef Kipper, Maschinenbetriebe

40jähriges Dienstjubiläum:

Otto Brodthuhn, Hochöfen; Hermann Brotz, Elektrische Betriebe, Hochöfen; Konrad Grahl, Wasserwerk; Johann Haasio, Abt. Verkehr; Gottfried Hahnen, Maschinenbetrieb/Werkstatt; Heinrich Heinrichs, Baubetrieb Stahl- und Walzwerk; Wilhelm Hennig, Hochöfen; Hermann Janke, Maschinenbetrieb/Kraftbetrieb; Hubert Kohnen, Hochöfen; Paul Langner, Thomaswerk; Fritz Lümen, Lohnabrechnung; Wilhelm Schürmann, Blechwalzwerke; Karl Schwoy, Hochöfen; Wilhelm Vier, Elektrische Betriebe/Hochöfen

25jähriges Dienstjubiläum:

Jakob Billau, Maschinenbetriebe/Werkstatt; Franz Bock, Versuchsanstalt; Heinz Bohla, SM-Stahlwerk; Karl Diel, SM-Stahlwerk; Hugo Gebert, Hochöfen; Josef Jednoralski, Maschinenbetriebe/Werkstatt; Franz Kempf, Hochöfen; Reinhard Keßler, Hochöfen; Wilhelm Klinksiek, Abt. Verkehr; Johannes Stappert, Maschinenbetriebe/Werkstatt; Johann Zlender, Walzwerke

Werk Gelsenkirchen

40jähriges Dienstjubiläum:

Emil Julius, Baustahl; Karl Klahn, Mehrfachzug; Heinrich Lucassen, Stiftefabrik; Georg Sein, Schreinerei

25jähriges Dienstjubiläum:

Harry Müller, techn. Abt.

Sie gingen von uns

29. 7.:
Paul Jaekel, 61, WW; Walter Seuken, 41, Bau BL
30. 7.:
Heinrich Korff, 51, WZu
5. 8.:
Hans Müller, 65, Pensionär
6. 8.:
Heinrich Popp, 68, Pensionär
7. 8.:
Heinrich Niemerg, 63, Pensionär
9. 8.:
Anton Ludwiczak, 69, Pensionär
11. 8.:
Johann Gozymski, 58, Pensionär
19. 8.:
Wilhelm Witzel, 81, Pensionär
20. 8.:
Franz Schulz, 69, Pensionär
23. 8.:
Johann Lambert, 78, Pensionär; Wilhelm Oeffling, 77, Pensionär
25. 8.:
Heinrich Sickelmann, ML/ME
1. 9.:
Wilhelm Dillig, 50, SN
2. 9.:
Michael Monnerjahn, 78, Pensionär; Karl Zech, 61, Bau S
4. 9.:
Jakob Leininger, 82, Pensionär
7. 9.:
Johann Hörle, 82, Pensionär
12. 9.:
Franz Grünewald, 66, Pensionär
15. 9.:
Franz Schulz, 90, Pensionär
17. 9.:
Albert Albers, 69, Pensionär
19. 9.:
Hermann Jägers, 68, Pensionär
21. 9.:
Johann Mroczek, 47, H
29. 9.:
Karl Dupslaff, Pensionär; Johannes Sadhoff, Thomaswerk
1. 10.:
Albert Haßhoff, Versuchsanstalt
3. 10.:
Peter Hildebrandt, Pensionär; Heinrich Wegner, Pensionär
4. 10.:
Adolf Meurich, Walzwerk Drahtstraße
7. 10.:
Georg Weide, Werk Gelsenkirchen
8. 10.:
Heinrich Pannenbäcker, Blechwalzwerke
9. 10.:
Paul Mohr, Pensionär
12. 10.:
Heinrich Engel, SM-Stahlwerk
18. 10.:
August Beukenbusch, Pensionär; Johann Tünnessen, Pensionär
22. 10.:
Wilhelm Hörnlein, Pensionär; Emil Völz, Thomaswerk
23. 10.:
Karl Eidt, Pensionär
25. 10.:
Johann Zeitz, Pensionär
28. 10.:
Friedrich Stratesteffen, Pensionär
29. 10.:
Hermann te Heesen, Pensionär; Friedrich Kolmsee, Pensionär

Werk Gelsenkirchen

16. 9.:
Heinrich Soot, 55, Seilerei/Drahtseilerei
21. 9.:
Anton Langner, 65, Baustahlgewebef./Waschraumwärter
29. 9.:
Herger, Günter, 37, Härterei/Härter

thyssenkrupp Corporate Archives



„Er ist nicht mehr gut zu Fuß, Frau Knickebein!"



„Zeigen Sie mal Ihren Führerschein!"



„Wat iss los Kalle,
ich wollte doch nur
Prost Neujahr
wünschen."

Das fängt ja gut an



„Kinder,
kommt doch mal raus,
ich glaube,
das alte Jahr
will sich
verabschieden."



„Prost Neujahr,
Hannes!
Ich komme mir vor
wie'n Stift
in der Milchbar."



„Aber ihr wolltet doch erst am 6. Januar zurück
sein, liebe Schwiegermama!"

thyssenkrupp Corporate Archives

